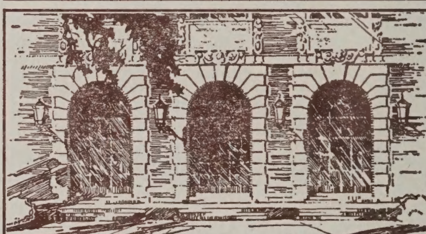
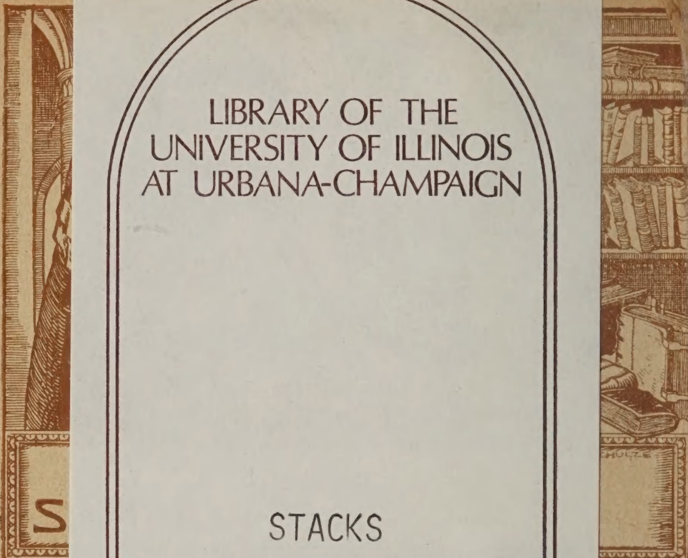
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens




S

Im Lauf des begonnenen Jahrgangs erscheinen

Drei Preisrätsel

mit Preisen von zusammen **Zehntausend Mark**, und zwar im vorliegenden Band 2 (S. 178) das erste, in Band 3 das zweite und in einem späteren Band das letzte. Dieses 10000 Mark werden wie folgt verteilt:

Jeder Abonnent des vollständigen Jahrgangs 1922 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", der **unter Beifügung der Abonnementsbescheinigung** die richtige Lösung der **ersten beiden** Rätsel an unsere Schriftleitung „Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart" einschickt, kommt in die erste Liste der Preisanwärter. Diese wird am 1. März 1923 geschlossen.

1 Preis zu 3000 Mark bar	. . .	M. 3000.–
2 Preise „ je 500 „ „	. . .	„ 1000.–
5 „ „ „ 300 „ „	. . .	„ 1500.–
15 „ „ „ 100 „ „	. . .	„ 1500.–
		M. 7000.–

außerdem 30 Bücherpreise
im derzeitigen Ladenpreis von durchschnittlich M. 150.–
bis M. 500.– im Gesamtwert von weiteren M. 6000.–

Preisverteilung am 15. März 1923.

Die Preisträger werden im 8. Band bekanntgegeben. Die übrigbleibenden 3000 Mark sind für das dritte Preisrätsel wie folgt bestimmt:

1 Preis zu 600 Mark bar	. . . .	M. 600.–
1 „ „ 400 „ „	. . . .	„ 400.–
5 Preise „ 200 „ „	. . . .	„ 1000.–
10 „ „ 100 „ „	. . . .	„ 1000.–
		M. 3000.–

Die Schriftleitung und Verlag.

In dem Bestreben, den Inhalt unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" möglichst vielseitig auszugestalten und jedem angemessenen Wunsch Rechnung zu tragen, werden wir in Zukunft auch jeweilig unter der Rubrik Mannigfaltiges allerlei

Nützliche Winke für die Hauswirtschaft

einschalten und hoffen, daß die Einrichtung Beifall, besonders bei unseren Leserinnen, finden wird. Wir werden auch Gelegenheit nehmen, auf praktische, empfehlenswerte Neuigkeiten auf diesem Gebiet aufmerksam zu machen, und geben stets auf Nachfragen über die Bezugstelle bzw. die Herstellungsfirmen Auskunft über die Adressen, wie wir denn überhaupt jederzeit gern, soweit es uns möglich ist, Fragen aus unserem Leserkreis beantworten, um die Verbindung mit unseren Abonnenten tunlichst zu beleben.

Für Unterhaltung wird ferner auch durch

Rätsel

verschiedener Art, Bilderrätsel, Scharaden, Rösselsprünge und dergleichen mehr, gesorgt sein. Die Auflösungen werden wir am Schluß des jeweils folgenden Bandes zugleich mit den Namen derjenigen Leser bekanntgeben, die uns rechtzeitig richtige Lösungen eingesandt haben. Wir bitten jedoch ausdrücklich, beachten zu wollen, daß die außerdem angekündigten Preisrätsel besonders gekennzeichnet sein werden, und daß nur für die letzteren die Preisbestimmungen Gültigkeit haben.



Zu der Novelle „Ein Opfer" von Lenore Pany. (S. 25)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

2. Band

Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Ein Opfer

Novelle von Lenore Pany

Mit Bildern von A. Wald

Von der Rokokouhr, die auf dem Sims eines Wandschrankes stand, hallten acht Schläge, und nahezu gleichzeitig öffnete sich draußen die Korridortür. Also wieder verspätet!

Mit mahnend erhobener Hand, ein verhaltenes Lächeln auf den Lippen, erwartete Elfriede den Vater.

Rasch über die Schwelle schreitend rief er: „Verzeih, es ist wohl schon ...“

„Acht Uhr, jawohl, und um halb acht ist unsere Speisezeit. Das dritte Mal hast du dich nun verspätet! Warst du im Café? Haben Bekannte dich aufgehalten?“

„Beides, mein Kind.“

Etwas hastig strich Professor Rein über die Wange seiner Einzigen. Dann setzte er sich vor den gedeckten Tisch.

Elfriede legte ihrem Vater das schönste Stück auf den Teller, die Eile belächelnd, mit der er zu essen begann.

„Laß dir doch Zeit!“ mahnte sie. „Die versäumte halbe Stunde holen wir doch nicht mehr ein, aber für künftig bitte ich, daß du mich nicht wieder warten läßt.“

„Ich habe Bekannte besucht; bei Rat Wenbachs war ich, die ich seit Mutters Tod fast ganz vernachlässigte.“

„Es sind liebe Menschen! Sie hielten dich gewiß so lang wie möglich fest?“

„Ja. Ich traf dort die verwitwete Baronin Karsen. Ich weiß nicht, ob du dich noch an sie erinnerst.“

„Ist es nicht jene schöne blonde Frau, die vor zwei Jahren bei einem Fest so ungewöhnlich gut Klavier spielte? Damals lebte Mutter noch.“

„Ganz recht! Die Baronin hat auch heute Klavier gespielt. Sie will mich nächstens zur Violine begleiten. Ich muß erst versuchen, was ich noch kann. Vielleicht proben wir später, wenn du magst!“

„Gern, Vater! Ich freue mich, daß du wieder anfängst, Gesellschaft zu suchen.“

„Man ist doch nicht zum Einsiedler geschaffen. Auch du solltest nicht so zurückgezogen leben. Man wundert sich, daß du dich so wenig sehen läßt. Wie sollst du denn da einen Mann finden?“

Sie lachte schelmisch.

„Habe ich doch! Und den allerschönsten und besten dazu! Er ist immer gleich liebenswürdig, und behandle ich ihn einmal nicht aufmerksam, so merkt er es vor Liebe gar nicht ...“

„Ach geh ...“

„Wie? Gefällt dir das nicht?“

Sie eilte zu ihm hinüber und schaute ihm in die Augen, so daß es ihm unmöglich war, das Gesicht abzuwenden. „Loswerden möchtest du mich? Und schämst dich gar nicht, das auszusprechen?“

„Liebes Kind, ich werde doch einmal sterben ...“

„Ich auch!“

„Ja! Und alt werden und ...“

„Bist du ja schon!“

Er zuckte zusammen.

„Bin ich alt?“

„Ah! Die Eitelkeit regt sich. Nun, zu deinem Trost sollst du hören, du bist noch frisch und viel hübscher als mancher junge Mann. Meinst du, ich ginge sonst Arm in

Arm mit dir spazieren und freute mich, wenn die Leute mich für deine Frau ansehen?"

Zärtlich preßte der Vater seinen Mund auf Elfriedes Wange. „Es ist beglückend, was du da aussprichst. Wenn die innere Jugend sich nicht auch im Äußern eines Menschen spiegelt, das ist traurig. Aber geh jetzt, Kind! Du hast ja noch nichts gegessen."

„Gewiß, sonst wird alles kalt. Aber nicht wahr, nun bleiben wir wieder beisammen? Immer und immer!" Sie bemerkte nicht den gepeinigten Blick, der ihr folgte.

„Wenn du es willst, ja."

Nach Tisch holte er seine Geige aus dem Kasten. Seit dem Tode der Hausfrau war sie nicht mehr berührt worden. Er stimmte das Instrument. Elfriede suchte nach Noten. Bach, Beethoven, ein Band Chopin und eine klassische Liebesromanze legte sie auf den Tisch.

Rein griff nach der Romanze.

„Das möchte ich am Donnerstag spielen. Es ist so effektvoll und jedem verständlich."

Zwei Jahre war es her, daß sie nicht mehr miteinander musiziert hatten. Wehmütig ward ihr ums Herz; ihr Blick streifte das Frauenbildnis, das an der Wand hing.

Die einleitenden Akkorde erklangen; der erste Bogenstrich ertönte fest und klar. Leidenschaftlichste Sehnsucht sprach aus jedem Laut. Da war noch die alte Kraft und unverlierbares Können.

Mit feuchten Augen sah Elfriede auf, als der Vater den Bogen sinken ließ.

„Wie schön du spielst!" sagte sie bewegt. „Wie in früheren Tagen. Wahre Kunst verlernt sich eben doch nicht so leicht wie mühsam erworbene."

Seine Hand, die er leicht auf ihre Schulter gelegt, bebte.

„Du glaubst also, daß es gehen wird?"

„Sicher! Nur unvollkommene Begleitung könnte dich irreführen. Wenn du es gern siehst, will ich bei Wenbachs den Klavierpart übernehmen."

Seine Hand glitt von ihrer Schulter.

„Leider ist dies nicht möglich, da Baronin Karsen sich zur Begleitung anbot."

„Also dann bloß als Zuhörerin."

„Auch das geht nicht, so sehr ich es bedaure. Die Baronin hat mich zu sich gebeten; da ich zum ersten Male eingeladen bin, kann ich keinen Gast einführen."

Elfriede wandte sich, ihrem Vater ins Gesicht zu blicken; er hatte sich gebückt, ein Notenblatt aufzuheben, das vom Pult gefallen war. Ein Gast! Wie verletzend das Wort ihr Gefühl traf. Und die Stimme des Vaters hatte so unfrei geklungen. Er verbarg etwas vor ihr. Ahnung verdichtete sich zur Gewißheit. Darum also ... darum!

Sekundenlang umklammerte sie mit der Linken die Kante des Klaviers, um den Schwindel zu bannen, der ihre Sinne verwirrte. Dann spielte sie das Stück noch einmal und nahm dann anderes vor, ohne darauf zu achten, was er gewählt.

Als sie die Übung abbrachen, konnte sie kein Wort über die Lippen bringen. Eine kalte Hand bot sie dem Vater zum Gutenachtgruß.

Als Elfriede schon an der Tür war, kehrte sie sich noch einmal um. Und nun traf sie ein so weher Blick, daß sie erschauernd stillstand. Schmerz und Bitte suchten den Weg zu ihr.

Mit aller Kraft umspannte sie die Klinke und schritt hinaus.

In ihrem Zimmer brach sie in Tränen aus. Nun war ihr alles klar: die Veränderung, die sie in den letzten

Wochen im Wesen ihres Vaters bemerkt, seine Zerstreutheit, die häufige Verspätung bei den Mahlzeiten. Ihr Vater hatte zur Baronin Karsen eine Neigung gefaßt, die offenbar nicht unerwidert blieb. So töricht war sie gewesen, zu glauben, daß er in ihrer kindlichen Zärtlichkeit und Fürsorge Genügen fand. Nun wußte sie auch, weshalb er vorhin so glücklich gewesen war, als sie ihm sagte, er sei nicht gealtert. Seine Jugend wachte noch einmal auf. Vor zwei Jahren war die geliebte Mutter über die Schwelle getragen worden. Nie sollte eine Fremde den Fuß in dieses Haus setzen!

Die Hand auf das Herz gepreßt, kämpfte sie gegen die schmerzliche Erkenntnis an, die ihr der Gedanke bereitete, eine andere Frau an Stelle ihrer Mutter sehen zu müssen. Sie wollte gerecht sein und glauben, daß ihr Vater, der erst fünfundvierzig Jahre alt war, sich nach einer Gefährtin sehnte. Aber er mußte doch auch daran denken, daß er eine erwachsene Tochter besaß, und um ihretwillen verzichten. Oder wollte er sein einziges Kind aus dem Hause stoßen?

Wenn sie, die Zwanzigjährige, bei ihm zu bleiben gesonnen war, mußte er, der reife Mann, sich doch viel leichter mit dem Leben abfinden. Dem einen früh, dem anderen spät durchschnitt das Schicksal die Blütezeit der Liebe. Vielleicht hatte sie sich getäuscht und sah schwärzer, als die Wirklichkeit war.

Leise überwand ein zuversichtliches Gefühl ihren Jammer.

Sie wußte ja, wie innig der Vater sie liebte; nach dem plötzlich erfolgten Tode seiner Frau wäre er zusammengebrochen, wenn sie ihn nicht gestützt hätte. Daß er den Schlag überwand, dankte er seinem Kind. Er würde das gewiß nicht vergessen.

Obwohl sie sich vornahm, den Vater von ihrer seelischen Qual nichts merken zu lassen, brachte es Elfriede doch nicht über sich, ihm am andern Morgen wie üblich das Frühstück selber zu bringen. Sie ließ sich entschuldigen. Bald darauf brachte ihr das Mädchen die Nachricht, der Herr Professor müsse heute für einen erkrankten Kollegen einspringen und käme daher nicht zum Mittagessen; erst zum Abend wäre er daheim.

Daß der Vater einen Kollegen vertrat, war wiederholt vorgekommen, aber das hatte er ihr meist früher gesagt. Daß er es diesmal unterlassen, erweckte den Verdacht einer Ausflucht. Er suchte wohl ihrem forschenden Blick zu entgehen und wollte ihr ausweichen.

Mitleid überwältigte das junge Mädchen. Wenn der Vater abends heimkam, wollte sie ihn gut und froh empfangen wie immer, ihn mit keiner Silbe erraten lassen, was sie ahnte und fürchtete. Vielleicht gewann sie ihn so am schnellsten zurück.

Als er Punkt halb acht erschien, eilte sie ihm zärtlich entgegen.

„War das heute ein endloser Tag, Väterchen! Nun wollen wir uns dafür den Abend umso gemütlicher machen."

Seine Hand bebte, als er ihr Haar berührte. Trotzdem er lächelte, erschrak Elfriede über die Veränderung, die seit gestern mit ihm vorgegangen war. Eine schlaflose Nacht schien seine Züge gefurcht zu haben; ein erloschener Ausdruck lag in seinen Augen, die sonst so hell strahlten.

Elfriede hing sich ihm an den Arm und führte ihn an seinen Tischplatz.

„Wenn du magst, musizieren wir nach Tisch wieder. Zum Donnerstag ist nicht mehr weit. Da heißt es üben!"

Er schaute an ihr vorbei.

„Mit dem Üben eilt es nicht. Der Abend kommt diesmal nicht zustande."

„Warum nicht?"

„Die Baronin ist verreist."

Elfriede war blaß geworden.

„Wohin?" fragte sie unsicher.

„Nach Florenz."

„Aber sie kommt doch wieder?"

„Kann sein."

Bei Tisch blieb es still. Der Professor aß fast nichts, und auch Elfriedes Teller leerte sich nicht. Draußen tobte der Dezembersturm.

Elfriede schob ihrem Vater weitere Speisen zu, wagte es jedoch nicht, zu reden. Ruhig legten beide nach einer Weile die Bestecke auf den Tisch. Auf Elfriedes Klingeln brachte das Mädchen Punsch. Professor Rein leerte hastig zwei Gläser des heißen Getränks. Dann fragte er unvermittelt: „Wie wär's, wenn wir versuchten, ein Billett für den ‚Tannhäuser' zu bekommen, Elfriede?"

Erstaunt sah sie ihn an.

„Jetzt noch? Es wird doch kein Platz mehr zu haben sein!"

„Das Wetter hat gewiß manchen im letzten Augenblick abgehalten."

„Aber ich bin nicht fürs Theater angezogen!"

„In fünf Minuten bist du fertig. Bitte!"

Halb träumend gehorchte sie.

Er half ihr in den Mantel. Rasch eilten sie die Treppe hinab.

Im ersten Rang fand sich noch Platz; im verdunkelten Zuschauerraum suchten sie ihre Sitze auf.

„Göttin ... Königin, laß mich ziehen!"

Elfriede beobachtete den Vater. Er saß mit unbeweg-

licher Miene, mit keinem Zug verratend, daß ihn das Geschick Tannhäusers tiefer berühre. Was er hier suchte, war anscheinend nur das Versinken in einem Element, dessen Zauber er sich gern hingab.

Elfriede achtete wenig auf Spiel und Musik. Die Worte ihres Vaters klangen noch in ihr nach, und wenn sie im ersten Augenblick noch zweifelte, ob die Baronin abgereist war, der Ausdruck in den Zügen des Vaters gab ihr Gewißheit. Er mußte sich zum Verzicht entschlossen haben. Ob damit das Ende erreicht war? Und ob sie, sein Kind, nicht doch eines Tages bereute, daß sie aus Selbstsucht das späte Glück des Vaters gewaltsam zerstört hatte? Aber was wäre im anderen Falle geschehen? Niemand durfte so Schweres von ihr verlangen. Auch der Vater nicht, wenn sie ihm lieb war.

Nach der Vorstellung geleitete Rein Elfriede in ein Café. Sie wollte Tee bestellen; er wehrte ab.

„Wir wollen eine Flasche Tokaier zusammen trinken."

Als der Wein eingegossen war, griff er nach dem Glase und leerte es auf einen Zug. Ein wirrer Ausbruch von gekünstelter Heiterkeit überraschte Elfriede. Lebhaft begann er zu plaudern. Dazwischen lachte er ohne rechten Grund. Immer wieder griff er nach der Flasche; er bemerkte offenbar nicht, daß Elfriedes Glas noch fast unberührt war.

Was sie vor Augen sah, war das Ringen eines verblutenden Herzens!

Da verlangte sie heim.

Draußen wirbelten Schneeflocken. Das kühlte! Auch der Vater schien es zu empfinden; er atmete auf, strich sich über die Stirn.

Bald waren sie daheim. Ihren Kummer bemeisternd, bot Elfriede dem Vater die Wange zum Kuß.

„Morgen erzähle ich dir etwas," sagte sie leise. „Mir ist heute abend etwas eingefallen!"

„Darf ich das heute nicht mehr hören?"

„Ich habe eine Vernunftanwandlung erlebt. Aber frage jetzt nicht mehr. Morgen früh sollst du alles wissen. Gute Nacht!"

Rasch eilte sie in ihr Zimmer. Dort blieb sie eine Weile stehen. Tränen flossen still über ihre Wangen. Sie war bereit, dem Vater ihr Herz zu opfern.

Am andern Morgen trat sie ihrem Vater heiter entgegen.

„Du hast mich oft getadelt, daß ich mir die Freuden der Jugend versage; gestern fiel mir ein, daß du recht hast. Wenn du erlaubst, will ich meine Freundin Wera Borck besuchen und ein paar Wochen bei ihr bleiben. Was hältst du von meinem Entschluß?"

„Ich freue mich, daß du Gesellschaft suchst. Wera hat dich ja oft genug eingeladen, aber dein Wunsch kommt mir überraschend."

„Gute Gedanken kommen meist unerwartet. Darf ich mich bei Wera anmelden?"

Sein Blick suchte in ihrem Gesicht; es gelang ihm nicht, die lächelnde Maske zu durchschauen. „Wann möchtest du reisen?"

„Übermorgen. Erst lasse ich die Wohnung gründlich säubern und schaffe Vorräte ein, damit Käthe dich leicht versorgen kann. Sie ist verläßlich, und du wirst nichts vermissen. Wenn es dir zu einsam wird, kannst du ja Bekannte besuchen."

„Um mich sorge dich nicht, Elfriede! Ich will jetzt an eine wissenschaftliche Arbeit gehen, da sind die langen Winterabende gerade recht."

Sie trank ihre Tasse leer und stand auf. „Nun will ich Wera schreiben. Guten Morgen, Väterchen.“

Unruhig lief Elfriede die nächsten Tage umher. Die Kleider waren gepackt, das Mädchen wußte, was zu tun war. Jedes Stäubchen war entfernt. Das Nähkörbchen, an dem Elfriede zu arbeiten pflegte, stand geordnet auf dem Tischchen. Bald würde die Nachfolgerin kommen.

Sie preßte die Hand aufs Herz. Nun ging sie für immer. Treu hatte sie hier gewaltet, und das Haus, das sie heute freiwillig verließ, wollte sie nicht wieder betreten. Als sie reisefertig vor dem Spiegel stand, merkte sie erst, wie verquält sie aussah. Nun kam das Schwerste, der Abschied. Sie wollte tapfer sein.

Den Schleier halb über das Antlitz gezogen, ging sie zu ihrem Vater.

„Wollen wir uns nicht lieber gleich hier verabschieden? Am Bahnsteig sind so viele Menschen.“

Er erhob sich. Mantel und Hut lagen schon bereit.

„Mein liebes Kind, wie werde ich dich entbehren! Hab' ich dir denn überhaupt schon einmal für all deine Fürsorge gedankt?“

„Nicht jetzt! Nein, nicht jetzt!“

Sie schwankte in seinem Arm. Erschreckt stützte er sie.

„Ich werde nicht klug aus dir. Wenn es dir so schwer fällt, für eine Weile von hier zu gehen, warum tust du es dann?“

Sie barg das Gesicht an seiner Schulter.

„Weil es sein muß! Es ist ein Schatten zwischen uns gefallen. Er kann nur verschwinden, wenn wir uns trennen.“

„Du irrst! Es ist nichts ...“

„Sprich nicht! Bitte! Ich glaube, es wird besser sein,



wenn du nicht mit zur Bahn fährst. Ich schreibe dir jeden Tag. Nein, nein, nicht mitkommen!“

Ihr Blick bannte ihn an seinen Platz. Sie raffte das Köfferchen von der Erde und eilte hinaus.

Die junge Frau Borck eilte Elfriede entgegen.

„Endlich doch einmal! Das hat lange gedauert! Verzeih, wenn ich dein Aussehen nicht loben kann. Warst du krank?“

„Nein!“

Elfriede zog den Mantel aus, legte den Hut ab und setzte sich neben ihre Freundin auf das Sofa.

„Du wirst mich für verrückt halten, wenn ich dir bekenne, weshalb ich zu euch komme,“ begann sie stockend. „Ihr müßt mir helfen, daß ich heiraten kann! Und zwar so rasch wie möglich!“

„Du willst heiraten?“

„Um jemand zu retten, dessen Glück mir höher steht als das meine. Seit wenig Tagen weiß ich, daß mein Vater zu einer Frau, einer Baronin Karsen, Neigung gefaßt hat. Für sie und mich aber ist kein Raum im selben Hause.“

„Hat dein Vater denn erklärt, daß er heiraten will?“

„Nein. Als er sich durchschaut fühlte und meinen Kummer bemerkte, brach er kurz ab. Die Baronin ist nach Florenz gereist. Und er kommt gewiß nicht darüber hinweg. Im ersten Augenblick wehrte sich meine Ichsucht gegen seine Wünsche, aber als ich die Qual in seinen Zügen erkannte, die er um meinetwillen erlitt, da erwachte mein Gewissen und meine Liebe zu ihm. In schlaflosen Nächten habe ich mich durchgerungen, und mein Entschluß ist gefaßt. Ich darf meinem Vater ein Glück, das ihm noch gegönnt ist, nicht zerstören!“

„Opfern willst du dich für deinen Vater? Gibt es denn keinen Ausweg als eine erzwungene Heirat?“

„Keinen, der für mich nicht gleich unmöglich wäre. Ich bin so an das Walten im eigenen Heim gewöhnt, daß ich mich nie in fremde Dienstbarkeit zu finden vermöchte. Das weiß auch mein Vater. Er darf nie erfahren, was ich um seinetwillen tun will.“

„Vor allem bleibst du nun einmal bei uns. Kommt Zeit, kommt Rat. Nun sollst du erst einmal unser kleines Lieschen sehen, und mein Mann wird auch gleich da sein. Dann wird sofort gegessen.“

Sie traten ins Schlafzimmer, wo das einjährige Kindchen schlief.

Elfriede zog sich einen Stuhl heran und betrachtete das rosige Gesichtchen und die zwei winzigen Fäustchen, die geballt auf der Decke lagen.

Aus Doktor Borcks Miene, der bald erschien, schien es Elfriede klar, daß seine Frau mit ihm gesprochen hatte. Er fragte nach Professor Reins Befinden, plauderte lebhaft und war sofort einverstanden, als seine Frau ihm nahelegte, daß Elfriede gern Bälle besuchen wolle.

„Nächsten Montag ist der Ärzteball, da müssen wir sowieso hin. An anderen Abenden werden Doktor Frobe und ich Sie allein begleiten. Meine Frau vertraut das Kind ungern dem Mädchen an.“

Elfriede sagte zu allem ja. Nach Tisch schrieb sie an ihren Vater. Dann beschäftigte sie sich mit dem Kindchen. Erfreut beobachtete Frau Borck, wie das Getändel mit dem Kleinen ablenkend auf Elfriede wirkte.

„Du wirst dich schnell heimisch bei uns fühlen,“ sagte die Freundin herzlich.

Nicht unbefangen sah Elfriede dem ihr unbekannten Gast entgegen, der Mitwisser ihres Geheimnisses werden

sollte. Mochte Doktor Frobe sie beurteilen, wie er wollte, sie allein war es ja, die über ihr Geschick entschied.

Es dauerte auch eine Weile, ehe Frau Borck, die den Doktor empfangen, Elfriede hereinrief. Sie erblickte eine schlanke Gestalt, angenehme Züge.

Ein wenig zaghaft bot Elfriede ihm die Hand.

Der Klang seiner Stimme, mehr noch die herzliche Art seiner Worte wirkten befreiend auf ihr geängstigtes Gemüt. Dieser Mann würde sie nicht verachten. Aus seinem Antlitz sprachen Lebenskenntnis und Güte.

Eine Viertelstunde später saß man gemütlich am Eßtisch. Frobe plauderte über München, das er gut kannte, fragte nach Konzerten und Theater und lenkte dann das Gespräch auf den künftigen Ball.

Tiefe Röte flammte über Elfriedes Wangen.

„Ich habe noch nie getanzt," gestand sie, „und stelle mir auch nichts Besonderes darunter vor."

„Der Appetit kommt beim Essen," sagte Frobe.

„Ich habe wenig Lust, aber man tut so manches andere auch nicht aus freiem Willen."

Frau Borck lachte.

„Aber Elfriede! Das bißchen Lampenfieber ist bald weggetanzt. Man freut sich, daß man jung und hübsch ist."

„Wera, ich bitte dich ..."

„Doktor, haben Sie schon so was Wunderliches gesehen?"

Er blickte das junge Mädchen ruhig an.

„Gnädiges Fräulein, ich kenne Ihren Vorsatz, und so sehr ich Ihre edle Gesinnung bewundere, drängt es mich doch, Sie vor dem, was Sie tun wollen, zu warnen. Sind Sie sicher, daß Ihr Opfer nicht umsonst getan sein könnte?"

„Ganz sicher!"

„Ihr Vater würde mit Wissen und Willen Ihr Tun gewiß nie billigen."

„Wer es ihm verriete, wäre mein Feind. Und ich denke — in jedem Opfer steckt ein Körnchen Süßigkeit. Auch in dem meinigen wird es sich vielleicht finden, wenn ich Gott herzlich darum bitte!"

„Sie sind ein liebes, aber törichtes Kind!"

Erlösend wirkte es, als in diesem Augenblick das Mädchen mit dem Kleinen hereinkam. Es streckte verlangend die Ärmchen nach dem jungen Arzt aus, und Elfriede wunderte sich, wie gut er verstand, sich mit ihm zu unterhalten.

Frau Borck, die einen fragenden Blick auffing, sagte: „Weißt du nicht, daß unser Doktor Kinderarzt ist?"

„Ja. Gegenwärtig haben wir etwa zwanzig dieser kleinen Patienten, glücklicherweise lauter aussichtsreiche Fälle," bemerkte Frobe.

„Darf man die Kleinen besuchen?"

„Gewiß! Jeden Nachmittag von drei Uhr an."

Der Gedanke an eine Beschäftigung, die fern von ihren seelischen Qualen lag, schien Elfriede zu beglücken. Sie wurde nicht müde, Doktor Frobe nach seinen Schützlingen zu befragen. Morgen wollte sie kommen.

Als man sich trennte, war es beinahe Mitternacht geworden.

Elfriede half der jungen Frau das Porzellan aufräumen.

„Ich bin froh, daß euer junger Freund mich versteht," sagte Elfriede. „Er hat einen tiefen, menschlichen Blick."

„Ja, er ist ebenso klug als liebenswürdig."

„Wie lieb er die Kinderchen hat. Ist er verlobt oder verheiratet?"

„Er denkt nicht daran! Bis jetzt hätte er auch nicht heiraten können, da seine Privatpraxis noch zu klein war. Und nun geh schlafen, Liebste. Du bist von der langen Fahrt ermüdet.“ —

Als Elfriede am anderen Tag das Krankenhaus betrat, kam ihr Doktor Frobe im weißen Kittel auf dem Gang entgegen. Nun wanderten sie von Bett zu Bett. Sie sah, wie die Augen der Kinder leuchteten; selbst die in Bandagen liegenden versuchten, sich ein wenig aufzurichten, um ihm näher zu sein. Unmittelbar stand die Lüge vor Elfriedes Seele, auf der ihr Leben ruhen sollte. Auch sie würde vielleicht einst ein solches Kindchen besitzen, das sie nicht lieben konnte, das ihr abscheulich und hassenswert war, weil ...

Mit schwerer Hand hielt sie sich am Bettrande fest. Frobe bemerkte die Veränderung in ihren Zügen.

„Ist Ihnen übel?“ fragte er besorgt.

„Danke! Es ist vorüber.“

Vor der Ausgangstür verabschiedete sich der Arzt.

„Nun sehe ich Sie erst vor dem Ball. Ich hole Sie mit Ihren Freunden ab.“

In einem traumhaften Zustand verließ sie das Haus. Sie hatte kleine Krüppel gesehen und viele kranke Kinder. Schwer trug sie an ihrem Opfer. Gewaltsam die trüben Gedanken abwehrend ging sie durch die Straßen.

Die nächsten Tage vergingen in wehem Schmerz, den sie nicht immer verbergen konnte. Als der Abend heranrückte, an dem sie mit ihren Freunden den Ball besuchen sollte, wäre Elfriede am liebsten fern geblieben.

Eine halbe Stunde vor Beginn des Festes kam Frobe, der jedoch nur Frau Borck im Empfangszimmer fand.

„Elfriede ist bei dem Kind,“ sagte sie. „Gehen Sie hinein!“

Leise trat er über die Schwelle. Elfriede hatte es nicht gehört. Sie saß neben dem Bettchen und hatte das Gesicht auf die nach ihr langenden Fäustchen gedrückt. Frobe sah, wie ihre Schultern bebten.

Mit einem verlegenen Räuspern machte er ihr endlich seine Gegenwart bemerkbar. Sie erschrak und erhob sich.

„Schon Zeit? Ich habe wohl warten lassen?“

„Sie fiebern ja,“ sagte er, die gebotene Hand festhaltend.

„Das Lampenfieber vor dem ersten Ball,“ suchte sie zu spötteln.

„Niemand zwingt Sie!“

„Allerdings. Aber ich muß. Ich will!“

Aus dem Nebenzimmer drang ein ungeduldiger Ruf.

„Schnell! Der Wagen wartet. Wir wollen nicht die letzten sein!“

An Frobes Arm betrat Elfriede den Tanzsaal, und bald standen auf ihrer Karte viele fremde Namen. Nur Frobe hatte sich nicht eingeschrieben. Er tanzte nur eine Runde mit ihr. Und doch hätte Elfriede mit ihm gerne getanzt. Ihn allein durfte sie offen und ehrlich ansehen, er wußte, wie teuer sie sich die Heiterkeit, in die sich ihr ernstes Wesen verwandelt hatte, erkaufte. Man unterhielt sich prächtig mit ihr, was die an den Wänden sitzenden Mütter mit scheelen Augen bestätigten.

Erst während der großen Pause kam Frobe wieder zu Elfriede.

„Nun, habe ich Sie gut versorgt?“ fragte er.

„Fast zu gut für jemand, der in meinem Vergnügen kein Rätsel sieht!“

„Sie wünschten es aber doch so!“

Ihre Finger zerbröckelten ein Biskuit auf ihrem Teller. „Daß Sie so bescheiden sein würden, nicht einen Tanz zu beanspruchen, hatte ich kaum erwartet.“

„Wenn Sie mir nach der Pause die Auszeichnung erweisen wollen, werde ich es mit Freuden tun."

„Dazu ist es nun zu spät. Ich habe nichts mehr frei."

„Dann ein andermal!"

Gegen drei Uhr morgens gingen sie fort. Elfriede lehnte müde in den Kissen des Wagens, nur halb auf Frobe hörend, den man bis zu seiner Wohnung mitnahm. Unnatürlich lebhaft erzählte er, welch günstigen Eindruck Elfriede auf seine jungen Kollegen gemacht.

Vor seiner Wohnung stieg Frobe aus. Er küßte Frau Borck die Hand, ergriff dann Elfriedes Rechte, um sie ziemlich lange in der seinen zu behalten. Aber er küßte sie nicht.

Eine halbe Stunde später lag Elfriede in ihrem Bette. Was war nun geschehen? Sie hatte getanzt, gelacht und sich von ihrer besten Seite gezeigt, wie alle jungen Mädchen. Nun litt sie darunter, mehr als Worte es zu fassen vermochten. Schluchzend kehrte sie das Gesicht gegen die Wand.

Als Frobe am anderen Mittag zu Besuch kam, empfing Elfriede ihn kühl. Doch er kehrte sich nicht daran.

„Ich habe eine Einladung für einen geschlossenen Gesellschaftsabend," sagte er heiter. „Möchten Sie hingehen?"

„Im Augenblick fühle ich mich noch zu abgespannt, um schon jetzt ja oder nein sagen zu können. Wann ist der Abend?"

„Übermorgen! Aber ich glaube, Sie werden lieber verzichten."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das soll heißen, daß ich es jedem, der sich Ihnen nähern würde, sagen werde, was ich gestern Ihren Tänzern gesagt habe."

„Was haben Sie getan?"

„Ich erklärte, daß Sie verlobt seien."

Empört rief Elfriede: „Eine solche Lüge wagten Sie? Warum? Weshalb?"

Frobe haschte nach ihrer Hand.

„Elfriede, verstehen Sie mich nicht? Sagt Ihr Herz Ihnen nicht, daß ich Ihnen mit ganzer Seele angehöre? Liebes, törichtes Mädel, muß ich erst sagen, daß mich dein Geschick bei unserer ersten Begegnung erschütterte und über dich und mich entschied! Du weinst . . . du lachst . . . fühlst du nun, daß du mir vertrauen darfst?"

Als Frau Borck nach einer Weile eintrat, fand sie ein zärtliches Paar, dem das Glück aus den Augen lachte*.

Überrascht gratulierte sie.

„Das ist eine glückliche Lösung."

Elfriede fiel ihr um den Hals.

„Ist es nicht wunderbar? Ohne meinen schrecklichen Plan hätte ich vielleicht nie mein eigenes Glück gefunden. Aber jetzt gilt es, meinen Vater zu erlösen. Wir telegraphieren an Baronin Karsen in Florenz. Sie muß hierher! Dann soll mein Vater kommen, um mit uns das frohe Fest der Liebe zu feiern. Ihm danke ich mein Glück."

Frobe ergriff Elfriedes Hand und führte sie seinem Freund zu, den er eben kommen hörte.

---

* Siehe das Titelbild.

Brandstifter

Ein Schelmenroman von Viktor Helling

Fortsetzung

Der Mann, der unter dem Decknamen Krischan Korts ins Haus der Witwe Boye zu Großdöse gekommen war, fühlte und machte sich angenehm. Der Mann, der seinen Namen abgestreift — schneller als kürzlich das Nessushemd des Gefängnisses —, hatte sozusagen einen neuen Menschen angezogen. Sein Gesichtsausdruck mit dem verschmitzten Zug um die Mundwinkel gewann Würde durch ein Paar Bartkoteletten, die zwar noch im Entstehen begriffen waren, aber doch schon in ihren Umrissen zeigten, was daraus werden sollte: die solide Barttracht eines herrschaftlichen Lakaien. Von der Minute an, wo Karsten Kiep sich entschlossen, unter der Flagge eines gräflichen Dieners durch die Brandung des Lebens zu segeln, hielt er darauf, möglichst echt in die Rolle hineinzuwachsen. Ohne Verwandlungsfähigkeit kein Schauspieler; nur bei guter Darstellung fällt ein Stück nicht durch.

Karsten Kiep hatte selber nicht gewußt, wieviel Geduld er aufbringen konnte. Denn er blieb mit vorbildlicher Geduld an der Seite des schlummernden Grafen Marne, der noch immer nicht zum Leben erwachen wollte. In einem Lehnstuhl neben dem Bett saß er und betrachtete den Kranken, der sein Fieber überstehen sollte, ohne daß ein Arzt in sein Schicksal eingriff. Witwe Boye hatte sich davon überzeugen lassen, daß der Zustand des ruhig Schlummernden zu keinen Befürchtungen Anlaß bot. Diese Harmlosigkeit wäre frevelhaft gewesen, wenn der

Ausgang nicht Karsten Kiep recht gegeben hätte. Aber es ist wohl wahr, daß die Unschuld einen Freund im Himmel hat.

Karsten Kiep saß im Lehnstuhl; der Ausdruck Sorgenstuhl wäre nicht richtig gewesen. Karsten Kiep besah sich ein naturwissenschaftliches Werk, das gut hundert Jahre alt und seinerzeit in Altona verlegt worden war. Hundert Jahre aber hatten den Bildertafeln dieses Buches nicht ihre schönen Farben rauben können. Hier regte sich im Beschauer der Fachmann; in satten Farben erblickte er auf diesen Tafeln afrikanische Löwen und bengalische Tiger. Die Affen waren so bunt, sogar an solchen Körperstellen, wo man eine derartige Pracht am wenigsten vermutete. Ein kupferbraunes Flußpferd mit riesigen Eckzähnen erinnerte Karsten Kiep an einen Gefangenaufseher, wenigstens was den Gesichtsausdruck anging. Und bei einem unter der Familie der Marder abgebildeten schwarzhaarigen, mit weißen Streifen versehenen Geschöpf entdeckte er sogar eine auffallende Ähnlichkeit mit Schneider Hinnrich Brütt; es war ein Stinktier. Karsten Kiep hatte nichts anderes erwartet.

Auch die Ordnungen der Vögel waren bunt in dem Buche dargestellt, das als wertvollster Schatz der Bücherei des Hauses Boye gelten durfte. Karsten Kiep konnte sich an der Farbenpracht des Goldfasans gar nicht sattsehen; so leuchtend waren in seinem Farbtopf die Töne nie gewesen. Sie regten ihn an, Mutter Boye zu fragen, ob er nicht den Gartenzaun einmal streichen solle; keiner verstehe sparsamer beim Streichen umzugehen als er. Als Mutter Boye fragte, wo er das gelernt habe, fing er an, der eben noch gerühmten Sparsamkeit zum Trotz, sehr dick von Groten-Hümpel aufzutragen. Nach dieser Erzählung zu schließen, hatte er sein Luftschloß im Aufträg

des alten Herrn Baron mindestens einmal jährlich von oben bis unten künstlerisch neugestaltet.

Mitunter las er auch einen Absatz in dem zu den bunten Tafeln gehörigen Text. Daß die Eulen tagsüber schliefen und sich nur nachts aus ihren Schlupfwinkeln wagten, entlockte ihm ein Schmunzeln, und ebenso ging es ihm beim Kuckuck, der in beigesetzter Klammer als Cuculus canorus bezeichnet war; im Text stand, dieser Vogel sei ein Egoist im vollen Sinne des Wortes, ein Frechdachs vom Ei an, denn er ließe sich in fremdem Nest von gutmütigen Stiefeltern ausbrüten, gönnte daraufhin den Nestgenossen keinen Bissen und flöge schließlich ohne Dank und Gruß auf und davon. Karsten Kiep schüttelte den Kopf, als er über solch lieb- und rücksichtslose Naturen nachdachte. Aber dann zog er Vergleiche. Hinnrich Brütt, der im warmen Nest hockte, fiel ihm ein; zufällig dachte er auch an sich selber. Da begann nun der Vergleich insofern zu hinken, als er sich augenblicklich keiner Lieblosigkeiten bewußt war. So hatte er Holz im Hof gehackt und das gespaltene Holz kunstgerecht aufgeschichtet; demnächst wollte er den Gartenzaun mit fachmännisch gemischter grüner Farbe streichen. Er hatte die Pantoffel des seligen Boye zusammengeflickt und hunderterlei andere Handreichungen geleistet, soweit ihm sein selbstgewähltes Pflegeramt dazu Zeit ließ. Frau Boye konnte wohl mit ihm zufrieden sein. Und sie war es auch, nachdem sie sich an ihre seltsame Einquartierung gewöhnt hatte. Die gute Frau gehörte zu den wenigen Glücklichen, die den Glauben, der Mensch sei von Natur ein herzensgutes Wesen, über die Schwelle des Alters hinübergerettet hatten. Sie kannte es nicht anders, als daß Gutes mit Gutem vergolten wird. Aus diesem bei ihr unausrottbaren Vorurteil heraus hatte sie unter anderem dem

fleißigen Krischan Korts das Teuerste herbeigeschleppt, was sie aus vergangenen Tagen in ihrer Truhe barg: die bequemen Hausschuhe, die sie dem Manne, vor dem sich ihr Mädchenstolz gebeugt, einst gestickt hatte. Auf dem linken stand in Perlenzügen: „Wo Leben", und auf dem rechten: „da Liebe". Diese Hausschuhe trug jetzt, nach des Tages Arbeit, der sogenannte Krischan Korts an den Füßen, und es tat dem sinnigen Spruch keinen Abbruch, wenn er den linken Hausschuh über den rechten gestreift hatte, und den rechten über den linken Fuß. Gute Sprüche passen eben immer und in jeder Lebenslage.

Nachbarsleute ließen das Haus in Frieden; jeder in Großdöse hatte mit sich selbst genug zu tun. Die Spuren der Flut wollten getilgt sein. Und man weiß überall, daß der Frühling, um sich Platz zu schaffen, den Winter nicht gerade mit Dynamit in die Luft sprengt, aber was er dieses Jahr angerichtet hatte, ehe er sich des Bodens bemächtigte, ging denn doch auf keine Kuhhaut. Aus jeder Ackerfurche grinste einen die Katastrophe an. Es war unmöglich, den Wind allein arbeiten zu lassen. Tage gab es, an denen man im Ort kein männliches Wesen erblickte; was nicht auf der eigenen Scholle tagewerkte, hatte in Scharns Nepp Arbeit genommen. Die dortigen Arbeitgeber überboten sich mit Lohnangeboten, um das norddeutsche Ostende so schnell wie möglich wieder instand zu setzen. Für diese Leute bedeutete der Ausfall der Fremdensaison noch Ärgeres als eine Sturmflut.

Eines Morgens, als Karsten Kiep mit seinem Farbtopf vom Zaunstreichen kam und über die Schwelle schlurfte, schlug Graf Kornelius Marne die Augen auf. Er sah verwundert um sich, und es war ihm ohne weiteres anzumerken, daß seine Erinnerung, irgendwo unterbrochen, sich erst in die Wirklichkeit zurücktasten mußte. Karsten

Kiep tat in dieser Pause nichts weiter, als freundlich zu lächeln und ebenso freundlich mit dem Kopf zu nicken. Er setzte seinen Topf mit dem Pinsel darin behutsam auf den Boden; Vorsicht war hier mehr als anderwärts die Mutter aller Weisheit. Man mußte erst einmal abwarten, wie der ausgiebige Schlaf auf einen Menschen gewirkt hatte, der zuvor langjähriger Gast in der Heilstätte des Doktor Beuthien gewesen war. Karsten Kiep empfand keine Angst; im Heim von Mutter Boye gab es ja auch kein Regiment zu alarmieren. Auch deutete nicht das kleinste Anzeichen darauf hin, daß Graf Marne ein gefährlicher Irrer sein könne. Aber anderseits teilte er trotzdem nicht die optimistische Auffassung des Anstaltsarztes und blieb darauf gefaßt, eine oder die andere Absonderlichkeit erleben zu müssen. Na, das tat der Liebe keinen Abbruch. Die Welt, an und für sich verrückt genug, hatte ihn ja nicht verwöhnt. Behutsam wollte solch ein Leidender angefaßt sein, das konnte man sich wohl denken und darnach handeln.

Graf Marne schloß die Augen noch einmal und überlegte, wie er in dieses weiche, bäuerliche Bett und zu dem Mann mit dem heiteren Gesicht gekommen war. Er entsann sich des Zimmerchens, denn er war durchaus nicht ohne Erinnerung, wenn ihm auch noch die Brücken fehlten, die sich zu den Zusammenhängen hinüberspannten. War er krank gelegen? — Oder nur betäubt? — War es nicht ein Schlag gewesen, der ihn zu Boden gestreckt und ihm die Sinne geraubt hatte? Aus dem getrübten Gedächtnis ließ sich augenblicklich nicht viel herausholen; er hatte mit den Wogen gerungen und war vor Kälte erstarrt. Dann trugen ihn viele Menschen, und er hatte das Gefühl gehabt, als ob er im Sattel gewiegt werde. Viele Tage und Nächte mochten seitdem in dem dämmerigen

Zimmer vergangen sein, während ab und zu ein Flüstern an sein Ohr drang. Nun wußte er sich geborgen; kein eiskaltes Wasser rann mehr an seinem Leib herab; er lag im weichen Bett, und wie er nun abermals die Lider öffnete, sah er die helle Sonne durch die kleinen Fensterscheiben scheinen.

Das mußte die ersehnte Frühlingssonne sein! Völlig wach werdend, drangen grausamere Erinnerungen auf ihn ein. Er schloß die Augen und dachte an lange Winternächte, da die Sehnsucht nach der Frühlingssonne heiß in ihm aufgestiegen war; er erinnerte sich, daß er in Nacht und Nebel hinausgeschritten war, und daß zwischen dem Tage seines Ausbruchs aus den weiten und doch so unsagbar engen Hallen des Sanatoriums Riningshof und der in völliges Dunkel gebetteten Zeit, wo er das Sanatorium zuerst betreten hatte, lange Jahre voll Angst und Trübnis gelegen waren.

Viele Fragen, die sein Herz zermarterten, harrten noch ihrer Antwort. Nur eine Lücke sah er durch das strahlende Sonnenlicht aufgeklärt: es war Frühling geworden, und er war frei. Im Sanatorium gab es nicht solche Stuben wie diese, nicht so ein Bett, wie das war, in dem er lag. Er wußte jetzt, daß er krank in dieser Bauernstube gelegen sein mußte, bis die Sonne ihn weckte. Hätte er die Besitzerin des Hauses gesehen, wäre ihm vielleicht auch die weitere Erinnerung gekommen, daß er in diesem Hause schon einmal gewesen sei. Karsten Kiep gesehen zu haben, entsann er sich nicht.

„Wie komme ich hierher? Wo bin ich?“

Karsten Kiep sagte: „Das ist eine lange Geschichte, Herr Graf Marne.“ Er war ja auf die Frage vorbereitet gewesen.

„Sie kennen meinen Namen?“

„Unbesorgt! Ich bin der einzige Mensch in Großdöse,

der das weiß. Unser Versteck kennt niemand auf der Welt. Und was Sie in mir vor sich sehen, so bin ich, wenn der Herr Graf nichts dagegen haben, Ihr Diener."

Alles erschien dem erwachten Grafen Kornelius Marne so seltsam, daß er die Augen wieder schloß. Diesmal weckte ihn Karsten Kiep und sagte, was gesagt sein müsse, müsse gleich jetzt geschehen. Das mit dem Diener habe er wohl verstanden; zu einem Grafen gehöre ein Diener. Und dann müsse er noch sagen, daß er Krischan Korts heiße und der Witwe Boye, in deren Haus der Herr Graf seit seinem Zusammenbruch bei Scharns Nepp so lange geschlafen, für ihre Pflege und Beköstigung Bezahlung durch den Herrn Grafen oder dessen Freunde in Aussicht gestellt habe.

Graf Marne nickte. Wieder fielen ihm Einzelheiten ein; er entsann sich, in jener Sturmnacht an dem Tisch gesessen zu haben, vor dem dieser Krischan Korts jetzt stand. Nun wußte er sowohl, wer Frau Boye war, als auch, daß er den Mann, der sein Diener zu sein vorgab, in diesem Raum schon gesehen hatte.

„Durch meine Freunde?" wiederholte er. Er konnte es sich nicht anders erklären, als daß der Mann, der mit ihm sprach und alles zu wissen schien, Worte belauscht hatte, die er während seines Schlafes gesprochen haben mußte. Karsten Kiep anderseits ahnte nicht, wie nahe er den Gedanken seines Schützlings gekommen war. „Nannte ich den Namen meines Freundes?" fragte Graf Kornelius. „Ich will ihn aufsuchen, sobald ich kräftig genug dazu bin."

Bevor er eine Antwort erhielt, trat Mutter Boye durch die niedrige Tür. Auch auf ihrem Gesicht mit den zahllosen Fältchen lag Sonnenschein. Als sie am Bett stand, traten ihr vor Freude Tränen in die Augen.

„Dor sin Sei jo wedder wacht! Herregott, lang naug hewwen wi täuwen müßt! Dat wullt nich un wullt nich warden. Äwer wenn dat man blot uthöllt!“

„Ei wat!“ rief Karsten Kiep, „hir is allens wedder tau Schick. Ick heww dat ümmer seggt.“

Und das stimmte; er hatte immer den Standpunkt verfochten, daß der Kranke ohne Arzt wieder gesunden werde.

Graf Kornelius fühlte sich noch schwach und benommen. Er konnte nur wenig zu sich nehmen und sank wieder erschöpft in die Kissen. Aber er bat Karsten Kiep, ihm weiter zu erzählen, was vorgefallen sei.

Karsten Kiep begann damit, daß ihn in der Unglücksnacht der Weg zugleich mit Graf Marne in dies Haus geführt habe. Auf den ersten Blick sei ihm klar gewesen, mit wem er es zu tun habe; er brauche wohl nur daran zu erinnern, daß er drei Jahre in Stickenstedt bei den Ulanen gedient habe. Auf diese Ausrede war er besonders stolz, zumal sie der Wahrheit entsprach.

Graf Kornelius fragte, ob er dann auch wisse, daß er lange Zeit krank in Riningshof gelebt habe.

In diesem Punkt hielt es Karsten Kiep für richtig, der Wahrheit einen kleinen Nasenstüber zu geben. Geistig Leidende soll man schonen. Er sagte deshalb, es sei ihm leider nicht möglich gewesen, sich wegen des Wohlergehens der verschiedenen Vorgesetzten auf dem laufenden zu halten; er habe selber recht zurückgezogen gelebt.

Graf Marne fragte, warum er dann von einem Versteck gesprochen habe; ob er etwa gesucht worden sei? Karsten Kiep antwortete, gesucht werde zwar mancher, aber nicht jeder lasse sich finden; das wisse man ja von den Kragenknöpfen. Und in gewisser Hinsicht sei ja das ganze Leben mehr oder weniger ein Versteckspiel; außerdem habe er beim ersten Zusammentreffen mit dem Herrn

Grafen den Eindruck gewonnen, daß er Manns genug sei, bei der Wahl seines jeweiligen Aufenthaltsortes Ratgeber entbehren zu können.

Der Graf nickte. Da habe er sich ganz richtig in seine Lage versetzt. Karsten Kiep erwiderte, das sei ihm, ohne sich rühmen zu wollen, durchaus nicht schwer gefallen.

Nun wünschte Graf Kornelius nur noch zu wissen, woher Karsten Kieps Entschluß stamme, sich ihm als Pfleger und, wie er sage, als Diener zuzugesellen. Er bezweifelte zunächst nicht, daß dieser Mann von einer Seite, die besonderes Interesse an ihm nahm, dazu ermuntert worden war.

„Ne, min leiw Herr Graf," gab Karsten Kiep zur Antwort, „min Lewsdag heww ick min Arbeit ahn Hinnermanns dahn. Dor sünd Sei in Irrdaum." Aber er sei brot- und stellenlos — was Frau Boye allerdings nicht zu erfahren brauche. Dem Herrn Grafen könne er vorderhand nützlich sein, und er habe bisher schon sein Möglichstes getan, sich gewissermaßen unentbehrlich zu machen. All das wären jedoch Geschichten, die dem Herrn keine Kopfschmerzen bereiten dürften; wichtiger wäre es, darüber nachzudenken, wohin eines Tages die Reise von hier aus gehen solle. Er für seine Person könne dem Herrn Grafen, wofern sich die nötigen Mittel dazu böten, zu einer Reise nach Holland raten.

„Nach Holland?" fragte Graf Kornelius erstaunt.

„Eine Erholungsreise ..."

„Dazu werde ich mich kaum entschließen," gab der Graf zur Antwort. „Sobald ich wieder stehen und gehen kann, will ich versuchen, nach einem Gut zu kommen, das nicht weit von hier entfernt sein kann; es liegt der Küste ganz nahe; Tag und Nacht hört man das Meer rauschen. In dem Schloß wohnt, wenn keine Verände-

rungen vor sich gegangen sind, wohl noch immer ein alter, lieber Freund von mir, der wird für alles Rat wissen; für Sie auch. Sie kennen das Schloß wahrscheinlich, es heißt Gullengönne."

Karsten Kiep erwiderte, näher kenne er das Schloß gerade nicht, aber es werde sich schon finden lassen. Nun möge sich der Herr aber wieder ausruhen, denn das Reden erschöpfe ihn offenbar. Dabei machte sich Karsten Kiep seinen eigenen Vers auf alles, was Graf Kornelius gesagt hatte; den Namen Gullengönne hatte er nie gehört. So hießen die Schlösser im Märchen. Er war überzeugt, daß es sich um solch ein Märchenschloß handelte, wie sein Groten-Hümpel eines war; er vermutete, daß der Graf wieder fixe Ideen habe. Das war wie am ersten Abend, wo er auch vom Frühlingsrauschen und vom Brüllen des Meeres geredet hatte. Ja, das mußte wohl so sein. In wem mal so eine Krankheit steckte, der hatte zeit seines Lebens damit zu schaffen.

Karsten Kiep erkundigte sich trotzdem bei Mutter Boye, ob ihr einmal der Name Gullengönne in den Wurf gekommen sei, wobei er darauf hätte schwören mögen, daß sie den Kopf schütteln würde. Er erschrak beinahe, als das Gegenteil eintrat. Die alte Boye kannte ein Küstendorf dieses Namens nicht nur, sondern sie war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gullengönne gewesen, weil ein Vatersbruder von ihr, seines Standes Admiralitätslotse, daselbst mit seinem Lebensschiff in Dock gegangen und bis zu seinem, inmitten freundlicher grüner Gärten erfolgten Seemannstod vergnügt und guter Dinge seine stattliche Pension verzehrt hatte. Gullengönne lag keine vier Meilen südwärts von Großdöse im hannoverschen Lande Wursten.

„Wat?" Karsten Kiep faßte sich rasch. „Wat Sei nich

seggen! Sei hewwen recht. Dor achter liggt dat ... dat näumliche Gullengönne, Dörp un Schloß."

Auf das Schloß konnte sich Mutter Boye noch genau besinnen; aber den Namen der Familie, der es gehörte, hatte sie vergessen.

Karsten Kiep dachte, der Name sei nicht so wichtig; aber in das Schloß werde er demnächst mit seinem Herrn einziehen, dort wohne ein Verwandter des alten Barons aus Groten-Hümpel, der einer der besten Freunde des Herrn sei. Reiche Leute seien das. Na, wenn sie Gullengönne kenne, sage er ihr damit ja nichts Neues.

Er wußte aber, daß er Mutter Boye etwas Angenehmes damit sagte; denn nun war es heraus, daß sie nicht wegen ihrer Auslagen für ihre Quartiergänger zu bangen brauchte. Er erlebte aber hier zum zweiten Male, daß es viel leichter ist, sich einen falschen Vers zu machen, als einen richtigen, und bat im stillen dem Grafen vielerlei ab. Seit Gullengönne, statt im Reich der Lüfte märchenhaft zu flimmern, auf der Erde zu finden war, stieg Karsten Kieps Zuversicht himmelan. Wissen verleiht Sicherheit. Befriedigt strich er sich die vorschriftsmäßig keimenden Bedientenkoteletten. Über ein kleines, und er würde sie krauen und daran ziehen können; dann konnte ihm die gesamte Landpolizei — um den Bart gehen, jeden einzelnen wollte er an der Nase herumführen.

An diesem Abend betrachtete er lange in der alten illustrierten Naturgeschichte die Familie der Schwielensohler oder Kamele, die von Reisenden als boshaft und dumm verschrien sind, und denen man, wie eine Anmerkung sagte, zu gewissen Zeiten am besten aus dem Wege gehe. Karsten Kiep stellte fest, daß sich die Natur in der Wesensanlage vieler Geschöpfe wiederholt; die Landjäger, die bösartig hinter ihm hergewesen waren, hatten vor den

Kamelen allerdings das eine voraus, daß man sie sozusagen nur bildlich an der Nase herumführen konnte.

Wenn Provisor Dultz jetzt mit der Zeitung frühmorgens ans Fenster trat, blinkte der Sonnenschein auf den Giebeldächern und den vorspringenden Stockwerken; seine Strahlen tasteten sich bis in die engen Gassen, die zum Markte heranführten. Bald hüpften sie auf die roten Bettenberge, die von sorgenden Hausfrauenhänden auf den Balkonen aufgestapelt wurden, bald huschten sie über das breite Dach der Stadtkirche, glänzten im Spion der Frau Konrektor Strohsal und tanzten auf „den Schürzen der Aschingermädels", wie Doktor Heins die blauweißen Fliesen der Apotheke zum Sachsenroß zu nennen liebte.

Stickenstedt lag in Frühlingsfülle. Unnötig, zu erwähnen, daß das wichtige Ereignis der Entfernung der Doppelfenster nun schon seit Wochen vorüber war. Um diese Zeit geschah es alljährlich, daß der Konrektor Strohsal seiner Oberklasse das Aufsatzthema stellte: Die Klopstocksche Ode „Der Zürichsee", wobei er nie zu erwähnen vergaß, daß die Ode fraglos eine der schönsten Blüten der deutschen Poesie sei, die sie auf schweizerischem Boden getrieben habe. Mit einem Wort, es waren die Tage, wo sich Fenster und Herzen öffneten.

Leider nicht alle; Verallgemeinerungen lassen sich schnell Lügen strafen. Aus dem hübschen Garten des alten Sanitätsrats Unschlitt, der seinen Besuch selber bis ans Gittertor begleitete, schritt das schöne Fräulein von Spreckelsen mit ernstem Gesicht.

„Ich will noch auf den Friedhof gehen," sagte sie, dem graubärtigen Arzt die Hand reichend.

„An Ihres Vaters Grabstätte; das wird Ihre schweren Gedanken nicht ablenken. Vergessen Sie nicht, was ich

Ihnen sagte: Haben Sie's so lange Jahre tapfer getragen, so müssen Sie jetzt doppelt die Zähne zusammenbeißen. Sie sagten ja selber, daß Sie noch hofften; ich teile diese Hoffnung, denn die Nachforschungen waren, nach allem, was ich höre, keineswegs umsichtig genug geführt. Die Öffentlichkeit ist zudem reichlich spät in Anspruch genommen worden. Hoffen wir, bis wir eines anderen belehrt werden. Hoffen Sie mit dem Mute der Jugend."

„Der Jugend?" wiederholte sie schmerzlich lächelnd. „Das sagen Sie, der Sie wissen, daß mir die Gebresten des Alters nicht ferne sind?"

„Ei, warum nicht gar! Etwa wegen der unschuldigen Haargeschichte? Nein, teuerstes gnädiges Fräulein, wie oft soll ich Ihnen wiederholen, daß Tausende neidisch wären, wenn sie die Fülle Ihrer schönen Flechten nur sehen würden? Und was ärztlicher Rat vermag, sie Ihnen noch recht lange in alter Prächtigkeit zu erhalten, das soll nicht unwirksam bleiben. Bleiben wir zunächst bei dem alten Hausmittel."

„Davon wollte ich gar nicht sprechen," wehrte sie ab. „Wenn das Leben keine schlimmere Sorge für mich bereit hätte ..."

„Du lieber Gott! Ich sag's ja, Sie werden sich noch aufreiben mit Sorgen und Grübeln. Wir kommen immer wieder zum Ausgang zurück. Vergessen wir nicht, daß sich auf den Aufruf im ‚Hamburger Fremdenblatt' nicht weniger als fünf Stellen gemeldet haben, bei denen ein Unbekannter, dessen Persönlichkeit nicht feststeht, ein Unterkommen gefunden hat. Und wenn die Nachforschungen bei den genannten Stellen nicht zum Ziele führten, so kann es uns doch irgendwo anders winken. Auf jeden Fall sind Sie die erste, die von meinem Kol-

legen Beuthien Nachricht erhält, wenn nur der Hauch einer Spur gefunden ist. Nach Marne zu telephonieren, hätte ja leider zur Zeit wenig Zweck. Graf Thomas Marne bereitet mir, wie gesagt, schwere Sorge. Eine Verschlechterung darf nicht eintreten."

„Aber er ist doch wieder bei Besinnung?"

Sanitätsrat Unschlitt zuckte bedauernd die Schultern. „Ich werde in zwei Stunden nach Marne fahren; gestern war er völlig teilnahmlos, der Assistenzarzt aus Stade ist ständig um ihn."

„Er muß wieder gesund werden," sagte Herta von Spreckelsen. „Ich habe ihm viel abzubitten. Zu denken, daß er seine Gesundheit aufs Spiel setzte, um Graf Kornelius zu retten! Wir verkennen die Menschen leider so oft. Alles, was je zwischen ihm und seinem Vetter stand, ist dadurch ausgetilgt."

„Daß er sein Möglichstes tat, ist richtig. Vielleicht ist es auch nicht wahr, daß es zwischen ihm und Graf Kornelius Marne früher zu heftigen Auftritten gekommen war. Es wird so manches grundlos geredet."

„Nein. Das Verhältnis war wirklich schlecht, so daß ich glaubte, Thomas Marne verfolge seinen Vetter noch bis Riningshof mit seinem Haß. Deswegen haßte auch ich ihn. Nun hat er vieles gutgemacht."

Der Sanitätsrat sagte, man müsse sich über jeden versöhnenden Abschluß freuen; leider komponiere das Leben seine Romane nicht nach dem Rezept gewisser Schriftsteller.

Herta von Spreckelsen drückte ihm noch einmal die Hand.

Er sah ihr eine Weile nach. Dann ging er langsam den kiesbestreuten Weg zurück. Es war wirklich ein Roman, der sich auf Marne abspielte — oder eine Tragödie, wie

man's nehmen wollte. Wegen Thomas Marne war der damals um Herta Spreckelsens Hand werbende Kornelius Marne enterbt worden; ein Gleisner hatte über einen geraden Kerl gesiegt. Nach der allgemeinen Ansicht galt Graf Thomas als mitschuldig an der kurz danach ausgebrochenen Geisteserkrankung des Vetters. Einige gingen noch weiter und wollten wissen, Thomas Marne habe aufgeatmet, als sich Graf Kornelius in der Heilanstalt befand. Man wagte geheime Andeutungen in Verbindung mit einem aufsehenerregenden Fall, der damals die Zeitungen beschäftigte. In einer maison santée hatten geldgierige Personen im Einverständnis mit dem Anstaltsleiter einen Verwandten verschwinden lassen, um ihn zu beerben. Derartig gehässige Andeutungen richteten sich von selber; Doktor Beuthien in Riningshof war ein unbestechlicher Charakter. Und leider war die mit einer Gehirnhautentzündung beginnende seelische Erkrankung des Grafen Marne einwandfrei erwiesen. Aber richtig war das eine: daß Graf Thomas Marne sich seit jener Schicksalswendung, die auch für Herta von Spreckelsen eine Lebenswende geworden war, im ungestörten Genusse einer namhaften Erbschaft befand, die ihm wahrscheinlich ein Prozeß würde streitig gemacht haben, wenn Kornelius Marne im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte geblieben wäre. Der ihm bestellte Vormund, ein Rittergutsbesitzer und vormaliger Regimentskamerad des Grafen Kornelius Marne, hatte die Sache eine Weile eifrig verfochten, es aber nicht verhindern können, daß sie vertagt und verschleppt wurde, um schließlich im Sande zu verlaufen. Sanitätsrat Unschlitt hatte keine Beziehungen zu Herrn von der Liedt, der auf Gullengönne saß. Es hatte auch wenig Sinn gehabt, sich über den Stand der Dinge zu erkundigen, solange Graf Kor-

nelius für unheilbar krank galt. Und Doktor Beuthien wollte die Welt mit der längst von ihm beobachteten, stetig fortschreitenden Heilung überraschen.

Statt dessen war es zu einer anderen Überraschung gekommen, die recht unliebsam war: daß Graf Marne entwichen war, sprach nicht für eine Heilung, so unerklärlich Kollege Beuthien es auch nannte.

Daß Graf Thomas sich in stürmischer Nacht selbst bis an die Küste hin auf die Suche nach dem in der Irre Gehenden gemacht hatte, war und blieb eine menschlich schöne Tat. Leider tragen auch gute Taten mitunter genau so Böses in ihrem Schoße, wie es fortzeugend die bösen gebären. Mit einem Schnupfen fing es an; Graf Marne hatte die ersten zwei Tage nach seiner erfolgreichen Nachtfahrt nichts weiter getan als geniest, nicht anders als Fräulein von Spreckelsen auch, die in derselben Gegend dem Unwetter Trotz geboten hatte.

Wenn zwei niesen, brauchen sie aber durchaus noch nicht denselben Schnupfen zu haben; oder richtiger gesagt, der Schnupfen muß nicht die gleichen Folgen zeitigen. Körperlich war das Fräulein längst wieder frisch. Thomas Marne aber wand sich in schwerem Fieber.

Sanitätsrat Unschlitt ließ anspannen.

Herta von Spreckelsen begegnete wenig bekannten Gesichtern. Ein jüngerer Mann verbeugte sich tief vor ihr, als sie an der Apotheke vorbeikam; sie entsann sich, ihn gesehen zu haben, erinnerte sich aber seines Namens nicht mehr. Fast gleichzeitig sah sie Frau Rimkhoff mit ihrer Tochter über den Markt kommen. Die Tochter grüßte freundlich; in dem Gesicht der Mutter aber erschien ein gespannter Zug, ihr Gruß hatte, an früheren Begegnungen gemessen, fast etwas Abweisendes. Herta von Spreckelsen machte sich keine Gedanken darüber; sie war

nicht böse, wenn man sie nicht aufhielt, weil sie nicht gestimmt war, fremden Leuten Rede und Antwort zu stehen. Und mit Frau Rimkhoff, die zu gewissen Überspanntheiten neigte und gern die unverstandene Frau spielte, die ein erbarmungsloses Schicksal aus dem großen Sommerfeld in das tote Stickenstedt verbannt hatte, verband sie nichts Gemeinsames.

Wer sich ausschließt, steht bald allein. Alle anderen am Orte bildeten einen geschlossenen Kreis, in dem sie sich fanden und verstanden — trotz Geplänkel und goldener Rücksichtslosigkeiten; sie stand außerhalb dieses Ringes von alltäglichen Beziehungen. Oft genug war ihr zu verstehen gegeben, daß man bedaure, daß sie diesen Ring nicht durchbrach. Unnahbarkeit ist kein gemütliches Wort. Die Generalin tom Suden hatte früher manches Wort aufgefangen, bis ihr Gehör schließlich nicht mehr so fein war, oder bis sie es aufgegeben hatte, irgend etwas im Leben der Nichte ändern zu wollen.

„Wir leben hier in wünschenswerter Ruhe," pflegte die Generalin in Briefen zu schreiben, die sie an Verwandte und Bekannte sandte.

Auch in Herta von Spreckelsen war es ruhiger geworden, als sich Jahr auf Jahr gehäuft hatte seit den Tagen, wo das Schicksal so einschneidend einen Jahresring in ihren Lebensbaum gezeichnet hatte. Die letzten Ereignisse aber hatten grausam wieder Wunden aufgewühlt, die in ihrem Herzen noch kaum verharscht waren.

Sie ging durch die blühende Allee des Friedhofes. Auf den Grabsteinen spielte die Sonne. Alte Männchen und Mütterchen kamen ihr entgegen, grüßten und trugen schwer an Gartengerät und Gießkannen. Aber auch ihre Gesichter hatte die Sonne freundlich gemacht; ihr Gold lag verschwenderisch auf allen Wegen — wie jedes Gold

barmherzig und auch wieder unbarmherzig. Schonungslos ließ dieselbe Sonne im Haar des Fräuleins von Spreckelsen die grauen Fäden glitzern, von denen sie mit dem alten Sanitätsrat gesprochen hatte; liebevoll lugte sie in das versuchsweise geöffnete Fenster, hinter dem der weiland Major Anton Dudde mit Herrn Geigenstriker saß.

Irgend ein Zufall wehte einen kleinen Nachtschmetterling, der sich zeitwidrig verirrt hatte, geradeswegs auf den Schreibtisch. Der Major war selig.

„Sehen Sie nur, lieber Geigenstriker! Sehen Sie! Brephos parthenias nothos, das sogenannte unechte Jungfernkind aus der Familie der kleinen Ordensbänder.

Herr Geigenstriker hatte gerade an Fräulein Evchen Dudde gedacht; er antwortete zerstreut und erbat sich verlegen nähere Auskunft über dieses offenbar interessante Insekt.

Major Dudde verwies sanft den Namen Insekt, der bei einem unechten Jungfernkind nicht angebracht sei. Aber er gab die Auskunft gern und erschöpfend. Herr Geigenstriker hatte Geister gerufen, die er nicht gleich wieder loswerden sollte. Steigt der eifrige Sammler in den Sattel seines Steckenpferdes, läßt er sich nicht so bald abwerfen.

Der zwanglosen Belehrung folgte ein ambulatorischer Unterricht. Nicht umsonst standen zwei Zimmer des Hauses angefüllt mit Kasten, Spannbrettern, Raupen- und Puppenkisten und Gläsern, und der junge Geigenstriker wußte nicht, während ihn Major Dudde durch dieses Museum führte, sollte er sich mehr wundern über die reichhaltige Fülle der stattlichen Sammlung oder über die überraschende Beweglichkeit, mit der sich der Major, erklärend und freudig erregt, zwischen den vielen Schrän-

ken mit den hauchdünnen Glasscheiben hin- und zurückschlängelte.

Herr Geigenstriker sah die ganze Familie, zu der das hereingewehte unechte Jungfernkind gehörte, auf Nadeln gespießt. Das Töchterchen des Herrn Majors, das er bei dieser Gelegenheit zu erspähen gehofft hatte, blieb leider unsichtbar. Herr Geigenstriker hätte gern gefragt, wo Fräulein Eva sei; er vermutete, daß sie spazieren gegangen sei. Sicher erholte sie sich im Grünen, das Stickenstedt von Tag zu Tag mehr verschönte. Ein echtes Sonnenkind gehörte ja auch an solch wundervollem Frühlingstag in die Sonne.

Und seine Vermutung war zur Hälfte nicht unrichtig; Fräulein Eva kam vom Spreckelsenschen Stadtgut, wo sie allerdings nur die Generalin tom Suden angetroffen hatte; hingegen gehen vorsichtige junge Damen nicht in der Sonne ihres Wegs, was ein Junggeselle hätte wissen können, sondern im Schatten, damit sie keine Sommersprossen bekommen. Und wenn Fräulein Eva das vergessen hätte, würde sie wahrscheinlich ein Sachverständiger auf diesem Gebiet freundlichst beraten haben; an ihrer Seite ging nämlich Doktor Heins, dem sie genau so zufällig in den Weg geweht war wie ihrem Vater der kleine Schmetterling auf den Schreibtisch.

Der Weg nach der Stadt zurück war Doktor Heins noch nie so kurz vorgekommen wie heute, und er sagte das Fräulein Eva, als er sich rechtzeitig, ehe sie die bedrohliche Nähe des Strohsalschen Verräterglases erreicht hatten, von ihr verabschiedete. Eva Dudde lächelte; denn es wirkt immer drollig, wenn jemand das in Worten ausdrückt, was man in der gleichen Minute sich selber heimlich dachte.

Die Sorge, die „Strohsalin“ könne beobachtet haben, wie Doktor Heins auf seinen morgendlichen Kranken-

besuchen mit dem Nützlichen das Angenehme verband, war übrigens an diesem Tage eitel; das schöne Wetter hatte ihr die Feder in die Hand gedrückt und einen schnellgefaßten Entschluß zu Papier bringen lassen. Sie trommelte die Damen der guten Gesellschaft zu einer Kaffeeschlacht zusammen, die im Schießhaus toben sollte. Es war das erste derartige Unternehmen in diesem Jahr; es hinauszuzögern, wäre ein Frevel gewesen. Außerdem brannten der Frau Konrektor Dinge auf der Seele, die ausgesprochen sein wollten; die Sonne hatte etwas an den Tag gebracht, zu dem schnelle Stellungnahme nottat.

Es gibt mancherlei Gerüchte. Die einen verhalten sich wie Tropfen, die spärlich in ein mageres Rinnsal fallen, das über kurz oder lang mit ihnen im Erdreich versickert; einem Funken gleicht die andere Art von Gerüchten, die verlöschen, ohne die Welt in Brand gesetzt zu haben.

Das sind die harmlosen. Solchem Gerücht verdankte die Legende ihre Herkunft, die sich seinerzeit an die Fersen des wohlbeleibten Major Dudde geheftet hatte. Ein Geschichtchen, das die Übertreibung zur Amme gehabt hatte, wollte wissen, er habe an der Spitze seines alten Bataillons so frühzeitig Schiffbruch erleiden müssen, weil er, in einen die Besichtigungskritik umgaukelnden Schmetterling vertieft, den gefürchteten General tom Suden mit „Herr Admiral“ angeredet habe. Das gesamte Offizierkorps der Division glaubte an die Wahrheit dieser Geschichte, wollte sogar genau wissen, daß der unglückselige Frühlingsfalter, der den General umkreist und den Major so verwirrt hatte, tatsächlich ein prächtiger „Admiral“ (Vanessa atalanta Linné) gewesen sei.

Aber es gibt auch Gerüchte, die schwellen an wie ein Gießbach, in den von allen Seiten Tropfen rinnen, und

der dann unaufhaltsam vorwärtsstürmt, um zu vernichten, was in seiner Mitte treibt. Dem gierig züngelnden Funken gleichen sie, der auf ein trockenes Strohdach springt und zur rasenden Flamme emporlodert, rettungslos alles vernichtend. Und so ein Gerücht war es, das plötzlich in Stickenstedt umlief und das nichts Böses ahnende Fräulein von Spreckelsen erfassen sollte.

Im freundlichen, kiesbestreuten Garten des Schießhauses an der Sticke sollten es diejenigen Damen erschreckt erfahren, die es noch nicht wußten. Es ging laut in der Schlacht her. So laut, daß in dem Gewoge der Stimmen fast der Lärm der Kegelbahn untergegangen war, auf der einige männliche Stickenstedter ihre Nachmittagspartie schoben. Wie fernes Donnern hatte das Bullern der Kugeln geklungen, als wollte es das vernichtende „Unerhört" unterstreichen, das Frau Konrektor Strohsal gefällt hatte. Daß eine Dame sich heimlich dem Laster des Trunkes hingab, das war wohl seit langer Zeit das Entsetzlichste, wozu jemand in Stickenstedt fähig war. Es gibt Dinge, mit denen man sich nicht mit wenigen Worten abfinden kann; es konnte nicht anders sein, daß man darüber noch auf dem Heimweg redete.

Die Konrektorin eröffnete den Zug, redlich bemüht, die noch immer ungläubige Frau Pastor Müller von der unumstößlichen Tatsache zu überzeugen; Frau Gudula Rimkhoff hielt ihr die Stange. Sie sagte, von Haus aus verabscheue sie jede Klatscherei, und mit einem Gerede müsse man vorsichtiger umgehen als mit einer Schachtel voll Flöhe, um es einmal derb auszudrücken. Ihr Schwager, der Großziegeleibesitzer in Sommerfeld, von dem dieser wie ähnlich treffende Vergleiche herstammten, habe immer gesagt, ein Gerücht besitze keine Hände und könne dennoch Leute erwürgen. Aber wenn, wie im vorliegen-

den Falle, alles klipp und klar läge, dann habe es auch Daseinsberechtigung.

Und mitunter sei es sogar Pflicht, stimmte Frau Strohsal zu, an Schäden zu rühren, wenn man bessern und helfen wolle.

„Wir wollen aber doch an ihr Unglück denken," riet die Pastorsgattin. „Bedenken Sie, was muß die Ärmste gerade jetzt wieder durchmachen!"

Frau Rimkhoff warf ein, daß die Tatsache des heimlich betriebenen Einkaufes des Jamaikarums zu einer Zeit bestätigt sei, wo Graf Marne noch nicht einmal im Traume daran gedacht haben könne, aus der Anstalt zu entfliehen. Auf diesen offenkundig verrückten Einfall sei er erst viel später geraten.

Frau Pastor schüttelte immer wieder ihren Kopf. Die Jettblumen auf ihrem etwas zu kleinen Kapotthütchen schwankten nachdrücklich.

Aber nun mischten sich noch die Frau Amtsrichter und die Frau Oberzollinspektor hinein. Die erstere der Damen meinte, es sei gewiß etwas Schönes um christliche Nächstenliebe, aber der Anspruch darauf wolle verdient sein. Fräulein von Spreckelsen mit ihrer Unnahbarkeit, die schon oft verletzend gewirkt habe, sei selber schuld daran, wenn ihre Blößen jetzt unbarmherzig ans Licht gezogen würden.

Das wäre nun wieder zuviel gesagt, behauptete Frau Rimkhoff. „Wir wollen ihr ja helfen. Unsere Sorge muß es sein, nichts unversucht zu lassen, was Fräulein von Spreckelsen von ihrer beklagenswerten Leidenschaft befreit. Wenn man zunächst einmal versuchen würde, taktvoll an die Generalin heranzutreten, das . . ."

„Ach, das glauben Sie nur nicht, daß Sie da viel erreichen! Es ist doch ein offenes Geheimnis, daß die Generalin nur das hört, was sie hören will."

„Aber der Stimme der Vernunft wird ...“

„Das ist die bei weitem schwerst verständliche,“ unterbrach Frau Strohsal. Außerdem sei sie davon überzeugt, daß Frau tom Suden längst um die traurige Geschichte wisse. Vorsichtig habe sie ihr selber schon auf den Zahn gefühlt. Sehr vorsichtig und geschickt. Sie habe nur von menschlichen Schwächen im allgemeinen gesprochen. Die Generalin habe genickt. Die habe sicherlich jedes in seine Wiege gelegt bekommen. An ihrer Nichte aber kenne sie nur eine unschuldsvolle Schwäche — ihre Vorliebe für gute Schokolade.

„Ich wollte nicht widersprechen,“ schloß Frau Strohsal. „Man muß sich ja ohnehin fast heiser schreien, wenn man sich der alten Dame verständlich machen will.“

„Schokolade!“ wiederholte die Hausdame des Majors Dudde, die bisher nur andächtig zugehört hatte; nichts weiter als das Wörtchen Schokolade. Aber der Ton macht die Musik. Auch mit dem süßesten Wort kann ein vernichtendes Urteil gesprochen werden.

„Und doch haben Sie keine Beweise!“ sagte Frau Pastor Müller, die sich zuerst verabschiedete.

Sie ging mit freundlichem Lächeln.

Verständnislos sah man ihr nach. Frau Strohsal zuckte mit den Schultern: „Ich glaube, wir sind uns darüber einig, daß die Angelegenheit zu ernst ist, als daß man sie auf diese Weise abzutun sucht. Die liebe Frau Pastor gedachte sich einen guten Abgang zu verschaffen. Ich bin nicht für theatralische Szenen.“

Nun war die Welt so grün geworden wie der Gartenzaun, die Fensterrahmen und die Läden, die Karsten Kiep angestrichen hatte. Und das war eine recht lebhaft grüne Farbe. Mutter Boyes Zufriedenheit drückte sich am besten

dadurch aus, daß sie öfters sagte, das hätte ihr Seliger sehen müssen. Es bedurfte bei ihr nie eines besonderen Anlasses, um an die Frühlingszeit ihres Lebens erinnert zu werden, in der sie die Hausschuhe mit der Perleninschrift „Wo Leben — da Liebe" gestickt hatte, in denen nun der sogenannte Krischan Korts durchs Haus schlürfte.

Er brauchte nun nicht mehr auf den Zehenspitzen zu schleichen, denn Graf Kornelius schlief nicht mehr anders, als gesunde Leute schlafen. Er konnte in der Stube hin und her gehen und war gestern und heute im Garten gewesen, wo das viele Grün, in dem alles prangte, weder seine Augen noch auch, soweit Krischan mit derselben Farbe das Haus und den Zaun verschönert hatte, seine Nase verletzte. Die gräfliche Nase, die bei den Marnes an sich nicht breit im Gesicht stand, war noch etwas spitz, das Gesicht ein wenig blaß und die ganze Gestalt jünglingshaft schlank; aber die Schritte waren schon leidlich sicher, nachdem die ersten Gehversuche vorüber waren. Sie hatten den Mann mit den nunmehr schmuck hervorstehenden Koteletten, der Krischan gerufen wurde, an die ersten Festlandsschritte eines Matrosen nach langer Fahrt erinnert; in der letzten Zeit hatte er überhaupt oft an Matrosen gedacht. Es war ihm längst klar geworden, daß Verstellung auf die Dauer schwierig und außerdem ungemütlich sei. Bisher war ihm das Glück hold gewesen, aber Glück war erfahrungsgemäß nur in den seltensten Fällen beständig. Ihm schwante, daß die hohen Herrschaften, bei denen er als Lakai des Grafen Kornelius eingeführt werden sollte, über kurz oder lang dahinterkommen würden, daß die Rolle, die er spielte, ihm doch nicht mit ganz waschechter Tinte auf den Leib geschrieben war. Ein Neuling pflegt von den Veteranen eines Berufs, wenn auch nicht immer mißgünstig, so doch neu-

gierig gemustert zu werden, und was man Mutter Boye vorspielte, konnte man nicht auf Gullengönne aufführen. Immer mußte der Vorsichtige mit neuen Hintertürchen liebäugeln. Eine Matrosentracht stand auch nicht übel zu Gesicht; priemen konnte er, und vor der Seekrankheit war ihm nicht bange; das übrige besorgte dann der Kapitän, der sein Schiff an Ufern anlaufen ließ, wohin kein noch so langer Arm eines Stickenstedter oder Harburger Landgendarmen jemals hinreichte. Die Sehnsucht nach der Grenze und weiterhin nach Afrika erfüllte ihn wieder. Er war jetzt in der Bücherei des Hauses Boye bis zur Familie der „Wurmzüngler" gekommen. Das Chamäleon, das so wunderbar rasch hintereinander seine Farbe wechseln kann, bald grün, bald rot, bald bläulich und bald „schwarz wie die Nacht" wird, beschäftigte ihn besonders. Er bewunderte das Reptil wegen seines sprichwörtlich gewordenen Farbenreichtums im höchsten Grade.

„Krischan," unterbrach der Graf diese Gedanken, „Sie müssen jetzt Ihre besten Kleider anlegen und morgen zu meinem Freund, dem Herrn von der Liedt nach Gullengönne gehen und ihm einen Brief von mir überbringen. Ich denke, Sie werden nach allem, was Sie mir gesagt haben, den Weg nicht scheuen."

Karsten Kiep dachte, wenn er ein Chamäleon wäre, würde er jetzt flink die Farbe wechseln, die dem Kenner verrät, was ein Chamäleongemüt gerade bewegt; Graf Marne hätte ihm dann vom Gesicht ablesen können, daß die Farbe der reinen Wonne nicht darunter sei. Es war doch vorgesehen, daß Karsten Kiep die Reise im sicheren Geleit des Grafen antrat. Nun sollte er bei hellem Tage den Vorreiter spielen.

„Ich scheue keinen Weg," gab er gleichwohl gefaßt zur

Antwort. „Was sein muß, muß sein. Und da ist es wohl das beste, ich breche noch heute nacht auf."

Am Morgen sei auch noch Zeit, sagte der Graf. Karsten Kiep erklärte, es sei ihm eine liebe Gewohnheit, in der Nacht zu wandern, um mit Tagesgrauen am Ziel zu sein. Graf Kornelius widersprach nicht; er sah vielmehr einen Eifer darin, der manchen gelernten Kammerdiener beschämen konnte.

Der Brief wurde geschrieben, und Karsten Kiep bereitete sich inzwischen zur Reise vor. Stundenlang hantierte er an diesem Tage mit dem Bügeleisen; in Lumpen konnte man sich doch nicht auf einem Schloß sehen lassen. Auch die gräfliche Garnitur wurde aufgebügelt, denn der wollte ja nur die Antwort seines alten Freundes in Gullengönne abwarten, um dann nachzufolgen.

Der Auszug aus dem Reich der guten Mutter Boye, seit langem vorausgesehen, stand also nun wirklich bevor. Graf Kornelius sah den Vorbereitungen seines Krischan zu, die ihm für einen ungelernten Diener durchaus nicht ungeschickt erschienen, und zeigte sich von wachsender Unruhe erfüllt.

Auch Mutter Boye war eingeweiht worden, um was es sich handelte. Sie beschrieb Karsten Kiep so umständlich wie möglich den kürzesten Weg und trug ihm auf, sich überall in Gullengönne nach Leuten umzusehen, die ihren Vatersbruder, den Admiralitätslotsen, noch gekannt haben könnten. Sie beschrieb ihm das Dorf, wie sie es in der Erinnerung bewahrte, und glaubte vielleicht allen Ernstes daran, daß es noch Leute geben würde, die sich der weit zurückliegenden Tage so gut entsinnen mußten wie sie selber.

Karsten Kiep versprach alles. Er sagte nur, während er die heute mit Hochglanz versehenen Schmierstiefel des

seligen Herrn Boye anzog, das ewige Leben hätten meist nur solche Leute, die einem die unangenehmsten wären. Dabei dachte er an Schneider Hinnrich Brütt, der, wie ihm eingefallen war, in der Landschaft Wursten seine beste Kundschaft besaß.

Als er gegen Mitternacht aufbrach, stand über ihm ein mit Sternen übersäter klarer Himmel, unter dem sich gut marschieren ließ. Dieselbe Tasche, in der vor ein paar Wochen der Brief des Doktor Beuthien geknistert hatte, der über das Verschwinden des Grafen Kornelius jammerte, barg jetzt den Brief des Grafen an Herrn Hans Adam von der Liedt auf Gullengönne; bei unliebsamen Begegnungen ein nicht zu unterschätzender Ausweis.

Aber Karsten Kiep sollte ihn unterwegs nicht gebrauchen. Auch die Verlegung des größten Teils seiner Reise auf die Nacht war eine übertriebene Ängstlichkeit, die nicht mehr nötig war. Über die Flucht des Karsten Kiep war allmählich Gras, über seinen Steckbrief waren Koteletten gewachsen; man war ehrbar und fiel nicht mehr dadurch auf, daß man nur auf Strümpfen fürbaß wanderte. Auch auf Wegzehrung aus fremder Hand war man nicht mehr angewiesen; Mutter Boye hatte ihr Kapital in das Unternehmen gesteckt. Ihre beiden Quartierlinge waren goldsichere Kunden.

Immerhin hatten die Wege auch heute ihre Längen, und Karsten Kieps Schritte waren nicht mehr beschwingt, als die ersten fünfzehn Kilometer hinter ihm lagen. Der alles freundlich erhellende Tag sah ihn mit wohlverdientem Appetit im Straßengraben sein Frühstück verzehren. Karsten Kiep überlegte, wie hoch er den Fußmarsch zu gegebener Zeit in Rechnung stellen dürfe; dem Grafen Kornelius hatte er zwar geschworen, mit ihm, wenn es sein müßte, bis ans Ende der Welt zu wandern,

aber das schloß noch nicht in sich, daß man sich vor Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit in Gefahr brachte. Wer sich ehrlich müht, hat Anspruch auf anständige Entlohnung. Und mit genügend Geld in der Tasche konnte man, wenn einem der Boden irgendwo zu heiß wurde, am besten hingelangen, wohin die Sehnsucht vorausgeeilt war. Das beklemmende Gefühl, nicht parkettsicher genug für Schloß Gullengönne zu sein, wuchs im umgekehrten Verhältnis zu der sich mindernden Entfernung. Karsten Kiep blieb wiederholt schnaufend stehen und wischte sich Stäubchen vom Rock. Antrittskandidaten können, wie bekannt, stundenlang ihre Angströhre striegeln. Aber Karsten Kiep war kein Angstkandidat. Seit ihm die Lakaienkoteletten im Gesicht standen, ging es ihm wie Simson, dem mit dem wachsenden Haar Kraft und Zuversicht zurückkehrten; deswegen konnte man ruhig dort ein wenig kleinlaut sein, wo man sich am Platz nicht sicher genug fühlte. Bescheidenheit bedarf keiner Rechtfertigung. Durch die pompöse Einfahrt von Schloß Gullengönne, an der zwei große Sandsteinlöwen Wache hielten, war gewiß schon mancher mit gemischten Gefühlen getreten, und der weiße Bau hinter den bläulichgrünen Pyramidentannen des großartigen Parks hatte Ausmaße, daß sich jeder, der nicht gerade ein Gigant war, seiner Winzigkeit bewußt werden mußte. Für Zudringliche, denen der fürstliche Zuschnitt der Herrschaft nicht von vornherein Achtung einflößte, lagerten sich malerisch auf dem Rasen hinter den Löwen zum Überfluß noch zwei Hunde, die nicht kleiner als die Löwen, aber auch nicht aus Sandstein waren.

Bissige Bestien scheren sich den Teufel um einen Freibrief; wer hier unberufen eintrat, dessen Weg war nicht ohne Gefahr für Leib und Leben. Aber es gab da eine

Klingel, die einen Pförtner herbeirufen mußte. Schon aus der Uniform mit betreßter Mütze, die der Mann trug, konnte Karsten Kiep folgern, daß er die Dienerschaft des Herrn von der Liedt richtig eingeschätzt hatte. Es tanzte auch nach kurzer Zeit ein Glattrasierter heran, so bunt wie die Affen auf den naturgeschichtlichen Tafeln, und setzte sich halb väterlich, halb von oben herab mit Karsten Kiep auseinander. Karsten Kiep bestand darauf, den Brief Herrn von der Liedt persönlich einzuhändigen.

„Unmöglich, guter Mann!" sagte der Galonierte in bester Laune, weil ihm, während er Karsten Kiep examinierte, eine dralle Magd ein paar lustige Worte zurief: „Lassen Sie man den Brief hier. Jetzt hat der gnädige Herr nicht eine Sekunde Zeit."

Karsten Kiep ließ aber nicht locker. „Das ist gegen meine Insubordination," erklärte er, stolz, das Fremdwort richtig heraus zu haben. Man muß die Leute mit ihren eigenen Waffen schlagen. Der Glattrasierte besah sich den Briefumschlag überrascht.

„Mein Graf hat mir das extra eingeschärft —"

Der hochnäsige Zug des Dieners verschwand. „Bei was für 'nem Grafen bist du denn?"

„Beim Grafen Marne —"

„Wie?" Der Glattrasierte riß die Augen auf. „Willst du etwa sagen, daß Graf Marne den Brief geschrieben hat? Bist du 'n Gespenst?"

Karsten Kiep verneinte. Im übrigen sei er selbst dabei gewesen, als der Herr Graf, von schwerer Krankheit genesen, den Brief geschrieben und kuvertiert habe.

„Genesen? Bist du verrückt, altes Haus? Graf Marne ist doch seit fünf Tagen mausetot! Eben will unser gnädiger Herr zu seiner Beisetzung nach Marne fahren."

„Dunnerslag!" fuhr es Karsten Kiep heraus, und er stand wahrhaftig da, als habe ihn der Blitz getroffen. Doch die Erleuchtung ließ nicht lange warten. „Dod? Der Graf Marne? Minsch, dat känn nur — de Kusäng sin!" Hier konnte es keinen Zweifel geben. Nach Marne, an den Vetter des Grafen Kornelius, war der Brief Doktor Beuthiens gerichtet gewesen. Den Reservemantel eben dieses Herrn trug er seit der nächtlichen Flucht täglich am Leibe. Und der Graf sollte wirklich tot sein? „Dat will mi nich in den Kopp. Hei is doch in de letzte Tid noch von best Gesundnis west."

Der Diener fragte kopfschüttelnd, ob denn sein Graf Marne von all dem nichts wisse.

„Kein Starwenswurd!" lautete die Antwort.

Der Glattrasierte sagte, das verstehe er nicht, beziehungsweise der noch lebende Graf Marne habe es nicht für nötig gehalten, seine Dienerschaft ins Vertrauen zu ziehen, was auf Gullengönne ausgeschlossen sei. Hier könne keinem noch so entfernten Vetter ein Haar gekrümmt werden, ohne daß die Dienerschaft Anteil nehme. Und was den Brief anginge, so könne der höchstens dem gnädigen Herrn noch in den Wagen gereicht werden.

„In welchen Wagen?"

Der Galonierte machte nur eine Handbewegung, und nun sah Karsten Kiep, daß unter der Auffahrt zum Herrenhaus ein Auto hielt. Auf der Treppe standen, von Dienern umgeben, zwei Herren in langen, gelben Staubmänteln, ein älterer und ein junger, und der ältere zündete sich gerade eine Zigarre an; sie wollten offensichtlich gerade abfahren, und deshalb war jeder Augenblick kostbar. Karsten Kiep setzte sich in Laufschritt; in der Rechten schwenkte er den Brief.

„Vom Grafen Marne!" keuchte er und drückte dem

älteren Herrn, der schon den Befehl zur Abfahrt gegeben hatte, den Brief in die Hand. Dann mußte er zurückspringen, sonst wäre er unter die Gummiräder gekommen.

Tief aufatmend blieb er stehen. Er hatte sein Ziel erreicht. Der Wagen war nun zwar schon mit seinen Insassen zum Tore hinaus, aber der Herr mit dem roten Gesicht und der großen Zigarre unter dem weißbuschigen Schnurrbart, der ihn verständnislos durch sein Einglas angestarrt hatte, war der richtige Adressat. Der hielt jetzt den Brief in Händen.

Er blieb stehen und sah der kleinen Rauchwolke nach, die hinter dem Wagen in der Luft schwebte. Der Haushofmeister legte ihm die Hand auf die Schulter. Er wollte wissen, ob es wahr sei, was der Diener sage, daß er einen Brief von einem Grafen Marne gebracht habe.

Karsten Kiep nickte. Er gab an, daß er die halbe Nacht durch auf den Beinen gewesen sei, um seinen Auftrag zu erledigen. Seine Stiefel bestätigten das. Er steckte die kränkende Frage, ob er Nachtwächter bei seinem Grafen sei, stillschweigend ein und war eben dabei, einer Einladung in die Leutestube zu folgen, als der Diener, der neben dem Chauffeur auf dem Auto gesessen hatte, so schnell, wie es seine langen hellgelben Rockschöße erlaubten, zurückgerannt kam. Herr von der Liedt hatte ihn zurückgejagt, damit er um keinen Preis den Überbringer des Briefes fortlasse.

„Ah!" dachten die Bedienten. „Da stimmt was nich." Und Karsten Kiep sah plötzlich alle Augen auf sich gerichtet.

„Rut kümmst du nich!" Ein wahrer Schlagetot pflanzte sich vor der Tür auf. Der noch atemlose Diener wurde mit der Frage bestürmt, was der Mann ausgefressen habe.

Karsten Kiep schmunzelte. Er war viel zu fest von der Wunderwirkung des Briefes überzeugt, als daß er sich nicht schon jetzt auf die langen Gesichter der Lakaien gefreut hätte, wenn das Mißverständnis aufgeklärt werden würde. Der zurückgeschickte Diener wußte nichts zu sagen, und Karsten Kiep schwieg.

Da ging auch schon die Tür auf, und die Bedienten fuhren in die Höhe. Auf der Schwelle stand der junge Herr, der, wie Karsten Kiep später erfahren sollte, Jonkheer Silvester Kyllkerke hieß und der Stiefsohn des Herrn von der Liedt war.

„Hier haben wir ihn,“ meldete der lange Laban, der den Türhüter machte.

„Ausgezeichnet! Hoffentlich hat er schon zu essen und zu trinken?“ Und er kam schnurstracks auf Karsten Kiep zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Sie haben ja eine Parforceleistung hinter sich, lieber Herr Krischan Korts! Und mit welch erstaunlicher Post sind Sie gekommen! Nun lassen Sie sich's gut schmecken! In einer halben Stunde spätestens fahre ich mit Ihnen nach — ja, wie heißt das Nest? Na, das ist Nebensache. Hauptsache, Sie stärken sich.“

Und zu den Umstehenden, die längst ausnahmslos mit langen Gesichtern dastanden, sagte er, der Tourenwagen solle sofort vorfahren, und an Krischan Korts könne sich jeder ein leuchtendes Beispiel nehmen.

Der Jonkheer war noch nicht aus der Tür, als Karsten Kiep plötzlich auffallend viele Freunde um sich sah; sie beeilten sich, ihn auszufragen, ihm die besten Bissen vorzusetzen, die sich der Koch entreißen ließ, und in sich überbietender Liebenswürdigkeit das ihnen geschehene Mißverständnis vergessen zu machen.

Karsten Kiep ging kauend über die Fragen hinweg,

wischte abwechselnd den Rand seines Weinglases und seine Lippen mit den Fingern, sagte „Mahltid!“ und lehnte sich wohlig bei einer Zigarre zurück. Dann erst begann er zu reden, ohne große Worte zu brauchen. Aber die Lakaien von Schloß Gullengönne erfuhren wenigstens das Nötigste, und das war der Umstand, daß Graf Kornelius Marne „auf Großdöse“ der allerintimste Freund des Herrn von der Liedt sei, und daß er — so wahr er Krischan Korts heiße! — dem Herrn Grafen schon seit der Ulanenzeit der unentbehrlichste Diener sei.

Man fragte, ob er nicht wisse, was in dem Brief stände; es könne doch nur etwas Wichtiges sein, wenn Herr von der Liedt seinen Sohn zurücklasse, der schon auf der Fahrt zu einer Beisetzung begriffen gewesen sei, an der die adeligen Herrschaften von halb Hannover teilnähmen.

„Dat wüll ick nu ok woll meinen,“ sagte Karsten Kiep. Nichts weiter. Wer zu viel ausplaudert, verliert an Wichtigkeit.

Aber auch um die Offenheit ist es etwas Schönes. Der junge Jonkheer Silvester, zu dem Karsten Kiep bald darauf in den Wagen steigen mußte, sagte, er habe alles versucht, um sich von der Begräbnisfeierlichkeit in Marne drücken zu können; aber erst Karsten Kiep mit seinem Wunderbrief sei ihm als Retter gekommen. Es sei ungleich erfreulicher, einen lebendigen Grafen Marne auf ein Schloß zu holen, als einen toten von einem Schloß nach einer Familiengruft zu begleiten. Bei derartigem Frühlingssonnenschein zumal und da er doch den verstorbenen Grafen Thomas Marne nicht einmal gekannt habe. Aber leider gehöre das nun einmal zum guten Ton, daß man bei gewissen Beerdigungen gesehen werde. Er selbst aber pfeife auf derartige Traditionen, denn in spätestens vier Wochen habe er die greuliche, brave Enge hinter sich

und sei dann schon unterwegs nach Holländisch-Indien. Und nun müsse Karsten Kiep ihm einmal alles erzählen, was er von seinem Grafen Kornelius zu erzählen wisse. Und vor allem anderen, ob Graf Marne denn tatsächlich wieder gesund sei.

Karsten Kiep hatte noch nie in so weichen Polstern gesessen und war noch nie in seinem Leben Automobil gefahren. Außerdem hatte er seit Jahren keinen Tropfen Wein getrunken. All das verwirrte und berauschte ihn etwas. Er sagte, an der Gesundheit des Grafen könne sich mancher ein Beispiel nehmen, der noch nie etwas mit einer geschlossenen Anstalt zu tun gehabt habe. Anderseits sei auch schon mancher seine eigenen Wege gegangen, ohne verrückt zu sein. Besonders dann, wenn die Wege in die Freiheit geführt hätten.

Jonkheer Kyllkerke lachte. „Sie scheinen mir ja ein Philosoph zu sein, lieber Korts. Und Sie haben gar nicht so unrecht. Auch ich gehe durch das Tor der Freiheit, ich fahre nach Indien."

Der sogenannte Korts erlaubte sich die Bemerkung, daß er selbst lieber heute als morgen den jungen gnädigen Herrn nach Indien begleiten würde.

Jonkheer Silvester sagte, vorläufig sei der Posten seines Dieners schon ausgefüllt, da ihn Herr Peter Stengbiehl begleiten werde; das sei der gutgewachsene junge Mensch, der ihn mit dem Brief ans Auto geführt habe.

„Und der vorher mit dem hübschen, runden Mädchen gescherzt hatte," dachte Karsten Kiep.

„Und überdies wollen Sie sich ja von Ihrem Grafen Marne gewiß nicht trennen. Er hat Ihr Loblied in seinem Brief gesungen. Wie die Dinge jetzt, nach dem unvermuteten Ableben des anderen Grafen Marne liegen, wird er Sie mit nach Schloß Marne nehmen."

„Das ist sehr nahe an Stickenstedt," sagte Karsten Kiep. „Da wollte ich mich eigentlich nicht wieder niederlassen."

Das werde er sich wohl noch überlegen, meinte Jonkheer Silvester; aber Karsten Kiep erwiderte, er gehöre nicht zu den Hunden, die dort liegen blieben, wo man sie hinlege. Allerdings habe der Herr Graf das letzte Wort noch nicht gesprochen.

So rückte er wieder seine Anhänglichkeit ins beste Licht und versäumte auch nicht, zu betonen, daß er besser zu Fuße sei als der jüngste Küchenjunge auf Schloß Gullengönne.

Der Jonkheer lachte, denn der Mann mit den schnurrigen Ansichten und dem pfiffigen Gesicht bereitete ihm Vergnügen. Er sagte, man freue sich immer, wenn man neue Entdeckungen mache. Eines der ersten, wenn sie wieder nach Gullengönne zurückkämen, müsse es aber sein, daß Karsten Kiep sein vormärzliches Kostüm mit einer zeitgemäßen Livree vertausche.

Karsten Kiep schilderte die Bedrängnis, in der er sich mit Graf Kornelius befunden habe. Wenn er in tressenbenähtem Rock in Großdöse herumgelaufen wäre, wie Herr Peter Stengbiehl einen trage, so wäre die Entdekkung unausbleiblich gewesen; den Gefallen hätte er aber dem Doktor Beuthien nicht tun wollen.

Ja, gab der Jonkheer zu, das habe er in der Tat mit lobenswerter Geschicklichkeit durchgeführt; für interessante Romankapitel sei er immer zu haben. Das Leben halte meist sehr langweilige bereit, wo man auf die Fortsetzungen wer weiß wie lange warten müsse; hier aber sei endlich einmal alles Schlag auf Schlag gegangen. Und wenn Graf Marne wirklich so gesund sei, wie Karsten Kiep behaupte, dann sei der Roman noch nicht zu Ende.

Karsten Kiep sagte, er selbst sei wenig belesen, nur die Naturgeschichte habe er studiert.

„Aha! Daher Ihre Vorliebe für Holländisch-Indien!“ Der Jonkheer lachte.

Indes näherte sich der Wagen schnell seinem Bestimmungsort. Eine Viertelstunde später hielten sie vor dem Häuschen mit dem giftgrünen Gartenzaun.

Mitunter ist es doch dasselbe, wenn zwei dasselbe tun. Wenigstens hätte die Freude des Grafen Kornelius, wenn statt des Stiefsohns seines alten Freundes Herr von der Liedt im Wagen vorgefahren wäre, auch nicht kleiner sein können. Und das gleiche galt auch für Mutter Boye, deren Glaube an die Redlichkeit der Menschen so glänzend und schnell bestätigt wurde. Das kostbare Auto mit dem Chauffeur wirkte überzeugend. Der elegante, junge Herr aus Gullengönne sah aus wie ein leibhaftiger Märchenprinz und war dennoch Fleisch und Blut. Wort für Wort war es gekommen, wie Krischan Korts es vorausgesagt. Sie hatte an seinen Worten nie gezweifelt, aber über so viel Wahrhaftigkeit konnte ein Mensch zu Tränen gerührt werden. Mutter Boye tat sich denn auch keinen Zwang an, und es war schwer zu sagen, ob ihre Tränen so reichlich flossen, weil der junge Baron aus Gullengönne ihr eine Banknote in die Hand drückte, die so braun und groß war wie ihre alten Hände, oder weil ihr der Abschied von ihrem feinen Herrn und Krischan Korts so nahe ging, oder weil sie wieder einmal inne wurde, wie gut die Menschen doch immer und immer wieder sind.

Niemand wehrte ihren Tränen. Auch Karsten Kiep nicht. Ihm hätte auch die Zeit gefehlt, ihr jetzt auseinanderzusetzen, wie er selbst über die Menschheit dachte. Es gab süßes Wasser und es gab Meerwasser, und das letztere wurde nicht eher süß, als bis es zum Himmel stieg.

Karsten Kiep stieg vorderhand erst einmal wieder ins Auto. Graf Marne hielt lange die Hände von Mutter

Boye umschlossen, versprach wiederzukommen und ihr nach Kräften zu lohnen, was sie an ihm getan. Und dann rollte der Wagen davon. Unterwegs wollte Herr von der Liedt mit seinem Auto zu ihnen stoßen. Er hatte die Stelle genau verabredet, und deshalb durfte keine Zeit versäumt werden.

Aber der Jonkheer hatte genug Zeit, sich den Freund seines Vaters sowohl von der Seite wie von vorn genau anzusehen; das war ihm aus verschiedenen Gründen nicht zu verdenken. Graf Kornelius war für ihn bisher eine wesenlose Erscheinung und von jetzt zu nachher erst gewissermaßen ins Körperliche hineingewachsen, und das Erstaunlichste blieb, daß er recht vernünftig und nur gesellschaftlich noch unmöglich aussah.

Graf Marne hatte sich vor allem gefreut, daß es nur eines Boten bedurft hatte, um Haus Gullengönne gleich zu alarmieren. Nun wußte er, daß er dort alles beim alten antreffen würde. Hans Adam hatte geheiratet, und das also war sein Sohn. Der hatte allerdings äußerlich keine Ähnlichkeit mit ihm, aber das konnte man von einem Stiefsohn ja auch nicht erwarten. Aber wie ein Funke zuckte ein Gedanke in ihm auf. Er fragte: „Ihre Frau Mutter ist Ausländerin?"

„Das sahen Sie sofort?" erwiderte der junge Kyllkerke. „Sie haben hoffentlich nichts dawider?"

Graf Kornelius verstand nicht. Er dachte, die Mutter müsse ungewöhnlich schön sein.

„Sie wollen sie also verlassen?" fragte er.

Silvester Kyllkerke nickte. „Heraus will ich! Hier denken nicht alle wie mein Vater und wie Sie. Nun, ich laufe der Gesellschaft nicht nach."

„Das verstehe ich nicht. Wie soll ich über etwas denken, das mir unbegreiflich ist?"

„Sie sind der beste Freund meines Stiefvaters. Da ist anzunehmen, daß Sie sich mit ihm verstehen. Sie erschraken ja auch nicht. Gemerkt haben Sie es aber doch gleich."

Graf Marne nickte zerstreut. Er empfand zunächst nur, daß ihm die Geschmeidigkeit der schnellen Auffassung noch fehlte. „Wahrhaftig!" sagte er, „mit Ihrem Vater habe ich mich immer gut verstanden, wie das nur zwei Freunde vermögen." Dann schien er wieder nachzusinnen. „Wir treffen Ihre Mutter auf Gullengönne? Ich sah es oft im Geiste. Als Knaben kletterten wir auf die Löwen; heute werde ich sie wiedersehen! Jede kleinste Erinnerung kehrt mir zurück. Aber freilich, oft werde ich noch darum bitten müssen, daß Sie meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen. Also die steinernen Löwen stehen noch vor dem Tore?"

Silvester Kyllkerke bejahte. „Meine Mutter wird sich freuen."

„Und Sie wollen nach Indien?"

Karsten Kiep, der eingeschlafen war, ließ lebhaft seinen Kopf nach vorn fallen. Es sah nicht anders aus, als habe er dem Jonkheer die Antwort abnehmen wollen.

Silvester lachte. „Ihr Mann nickt." Behutsam faßte er ihn an und lehnte ihn wieder im Polster zurück. „Ja," sagte er dann, „ich werde in kurzer Zeit reisen. Alles ist schon vorbereitet."

Hans Adam von der Liedt hielt mit seinem Wagen unter einer alten, mit neuem Grün bedeckten Linde. Neben ihm funkelte der weiße Kirchturm; auf dem Rand des Daches glätteten Tauben ihre Federn.

Er zog die Uhr und sah scharf in die Richtung, aus der sein Freund kommen sollte, und stellte fest, daß er weit

vor der verabredeten Zeit am Treffpunkt angelangt war. Mit den Siebenmeilenstiefeln der Ungeduld war er gefahren. So schnell, wie es irgend anging, hatte er sich von der Trauergesellschaft in Marne fortgestohlen, von der kein einziger ahnte, daß Graf Kornelius von den Toten auferstanden war. Auch das schöne Fräulein von Spreckelsen nicht, und vollends nicht die lachenden Herren Erbanverwandten, die bei Graf Thomas Marnes letzter Ruhestätte die Honneure gemacht und, soweit es die weibliche Hälfte dieser aus Stadt Hannover herbeigeeilten unverhofften Erben betraf, in Tränen zerflossen waren. Den Leuten würde das Weinen vergehen, wenn sie hinter die Wahrheit kamen!

Und allen übrigen würden die Augen übergehen, wie sie heute morgen ihm selber übergegangen waren, als dieser drollige Krischan Korts sich als Bote aus der Unterwelt entpuppt hatte.

Ganz ohne Schatten konnte ja solch ein Sendbote auch nicht kommen. Die bange Frage blieb noch offen, ob Kornelius Marne völlig genesen war. Sein Entweichen aus Riningshof sprach dagegen, sein heutiger Brief hinwieder konnte nur als die Äußerung eines Gesunden angesehen werden.

Aber selbst, wenn wirklich das kaum zu Erhoffende Ereignis geworden war, dann lauerte schon wieder eine andere Wolke am Himmel; giftiger Klatsch hatte sich an das Mädchen geheftet, das Kornelius liebte. Man spricht in einer Trauerversammlung gern krampfhaft von etwas, was von der Gruft ablenkt; am offenen Grabe will selten jemand länger verharren, als unbedingt nötig ist. Der Adel, der auf Schloß Marne zusammengeströmt war, hatte im Erscheinen Herta von Spreckelsens die erwünschte Ablenkung gefunden. Brandstifter waren an

der Arbeit; Geschichtenträger, die des Unheils mehr auf dieser Welt getan, als Gift und Dolch in Mörders Hand je vermochten. Das unglückliche Fräulein von Spreckelsen sollte — es war gar nicht auszudenken — trinken!

Lästerzungen hatten von Beweisen geredet, die es dem besten Willen leider unmöglich machten, dem Gerücht entgegenzutreten. Die Herrschaften, die näher an Stickenstedt saßen, wollten sogar hundert Einzelheiten wissen; der einstige Kammerjunker Pritzelwitz schwor darauf, jedes Quantum Jamaikarum aufs Dezigramm genau angeben zu können, das sich die Unglückliche auf Schleichwegen verschafft habe, und Hans Adam Liedt hatte bedauert, daß es ihm der Ort verbot, nicht mit einem Kreuzdonnerwetter dreinfahren zu dürfen.

Verärgert hatte er der Gesellschaft, die so gern lästerte und den Stab über einem Mitmenschen brach, den Rücken gewandt; er hatte es ja an sich erfahren, wie sie sein konnten.

Er wollte eben wieder die Uhr ziehen, als das Hupenzeichen seines Sohnes trompetete, und eine Minute später lagen sich zwei alte Freunde in den Armen.

Karsten Kiep, rechtzeitig wieder aufgewacht, bekam feuchte Augen, was er sich seit undenklichen Jahren nicht erinnern konnte; ihm entging kein Wort und keine Bewegung. Andre Leute, andre Sitten. Daß Karsten Kiep jemals einen Kuß von seinesgleichen auf beide Wangen erhalten hätte, war noch nie dagewesen, und er würde es auch nicht erleben, und wenn er von einer Mondreise zurückkäme. Überhaupt — wie lange war es, daß er nichts von Zärtlichkeiten wußte!

Unklar hatte er das schon einmal heute gedacht, als die dralle Dienstmagd mit dem glattrasierten Lakai Peter Stengbiehl geschäkert hatte. Ihm blieb jetzt Zeit, an das

hübsche, runde Mädchen zu denken, denn er sah sich im Tourenwagen allein. Das Auto mit den drei Herren sauste voran. Karsten Kiep folgte. Großartig hielt er seinen Einzug in Gullengönne. Er spähte schon von weitem nach dem blonden Mädchen aus. Daß er im Auto allein saß, konnte den Eindruck nicht verfehlen. Das andere würde sich schon finden, wenn auch nicht mit Autogeschwindigkeit, so doch von Gelegenheit zu Gelegenheit.

Gelegenheit macht bekanntlich Herzensdiebe.

Gelegenheit macht überhaupt alles. Karsten Kiep war sich darüber klar, daß es nur eine Sünde gab, die man sich nicht verzeihen durfte, und wenn man so alt wurde wie Methusalem: das war die, eine günstige Gelegenheit nicht beim Schopf oder bei der Stirnlocke gepackt zu haben. Mit der Leiter an der Gefängnismauer hatte dieses Zugreifen für Karsten Kiep begonnen; Graf Marne war eine weitere Sprosse gewesen, und Gullengönne war das gelobte Land unbegrenzter Möglichkeiten. Hier war Wirklichkeit geworden, was er Mutter Boye von seinem Märchenschloß Groten-Hümpel und von dem alten Baron erzählt hatte. Hier floß Milch und Honig, oder es blühten wenigstens in geradezu tropischer Üppigkeit Blumen, aus denen sich Honig ziehen lassen würde.

Mit Hupenklängen ging es zwischen den steinernen Löwen zum Ziel. Hans Adam Liedt hatte den Arm unter den des Freundes geschoben. Silvester eilte voran.

„Vieles findest du hier beim alten, Kornelius. Aber manches ist prächtiger geworden. Es ist nicht wenig gebaut worden."

Graf Kornelius lachte.

„Bist du über Nacht reich geworden?"

„Nicht reicher als du, mein Lieber, der du nun das herrliche Marne bekommst; aber meine zweite Frau ist

wohlhabend. Ich habe sie wahrlich nicht deswegen geheiratet. Nur freilich ..."

„Was ‚nur freilich'?"

„Die Klatschbasen beiderlei Geschlechts hatten es leicht, mir etwas anzuhängen, zumal meine Frau Süditalienerin ist."

„Ah!"

„Du wirst sie gleich sehen und schätzen lernen, wie ich hoffe."

„Ich zweifle nicht daran. Dein Sohn sieht ihr ähnlich?"

Hans Adam Liedt nickte. Manche, sagte er, behaupteten, Silvester sei ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Vor allem aber freue er sich, daß Kornelius die Mitteilung als etwas Selbstverständliches aufgenommen habe. „Ich kannte dich doch!" setzte er ihm die Hand drückend hinzu. „Den kurzen Ausruf deines Erstaunens verstehe ich."

„Der galt nur einer Erklärung, die ich durch diese Worte fand; ich verstand nun erst gewisse Andeutungen, die dein Sohn äußerte."

„Tritt ein," nickte Hans Adam, während der buntlivrierte Stengbiehl die Glastür der Terrasse öffnete. „Der Junge wird dir von seiner Reise erzählt haben. Ich bin ganz damit einverstanden; die sogenannte Gesellschaft hat es über meine Heirat nie an Nadelstichen fehlen lassen. An mich reichen sie nicht heran. Ich lasse mir durch Narren das Leben nicht verbittern. Silvester wählt das klügere Teil — er kehrt der ganzen Gesellschaft den Rücken."

Graf Kornelius nickte. „Nun begreife ich seinen Entschluß. Aber deine Frau ...?"

„Kommt eben, um dich willkommen zu heißen!"

Hans Adam von der Liedt nahm ihre Hand und sagte:

„Liebe Rosa, unser Freund ist da! Nun wollen wir ihn pflegen und hegen, als wenn er zu uns gehörte.“

„Kein Tag verging, an dem wir nicht von Ihnen sprachen, Graf Marne!“

In aufrichtiger Herzlichkeit reichte sie ihm die Hand. Kornelius Marne drückte einen Kuß darauf. Als er sich aufrichtete, sah er in tiefe, schöne Augen mit langen, überschattenden Wimpern. Hans Adam hatte recht, Mutter und Sohn sahen sich überaus ähnlich.

Hans Adam war sichtlich erfreut. „Es ist unnötig, nach unseres lieben Gastes Gesundheit zu fragen; ich habe vom Hundertsten und Tausendsten mit ihm gesprochen, auch nicht der kleinste Zweifel ist möglich, daß er wieder ganz der alte ist. Ich freue mich schon auf die großen Augen, die Doktor Beuthien machen wird; morgen bitten wir ihn nach Gullengönne. Ganz Stickenstedt wird kopfstehen …“

Zu viert saßen sie bei der Tafel, und Graf Kornelius erzählte, was ihm seit jener Sturmnacht begegnet war, in die ihn ein unbezwinglicher Drang hinausgetrieben. Draußen und drinnen war damals Stürmen und Drängen gewesen, bis ihm die Wellen zwei wahre Perlen in die Hand getrieben hatten: die gute Frau Boye in ihrem kleinen, freundlichen Anwesen und den wackeren Krischan Korts, diesen wunderlichen Burschen. Frau von der Liedt ließ diese seltsame Perle holen.

Krischan Korts bekam Kuchen und ein Glas Wein und gestand treuherzig: „So 'n Kauken und so 'n Win heww ick mien Dag nich kregen.“

Viel mehr war jedoch an diesem Abend nicht aus ihm herauszubekommen. Karsten Kiep hatte begriffen, daß Bescheidenheit eine Zierde und daß es ein gutes Mittel, morgen etwas zu sein, noch immer ist, wenn man heute etwas zu sein scheint, was man nicht ist.

Als er den prächtigen Speisesaal verließ, taumelte er wie betrunken. Draußen lag die warme Abendluft über dem blühenden Park; im Schlafgaden der Mägde brannte Licht. Ehe Karsten Kiep sich recht besonnen, stand er im Lichtkegel dieser freundlichen Lockung.

Aber er zog sich schnell ins Gebüsch zurück, als sich von der entgegengesetzten Seite Schritte näherten. Eine große, schlanke Gestalt schwang sich auf eine der Lauben; ein melodischer Pfiff, und droben wurde ein Fenster aufgetan.

Karsten Kiep fühlte, wie ihm die Hände feucht wurden. Er hatte in dem Mann Herrn Peter Stengbiehl erkannt. Die fensteröffnende Dirne hatte er nur flüchtig gesehen; aber die Zusammenhänge ließen sich leicht zusammenreimen.

Wo Licht ist, ist auch Schatten. Auf das verklärte Bild der runden Magd, das Karsten Kiep in seinem Herzen trug, war ein Schatten gefallen.

Aber durch Wolken fahren lichte Blitze; eines Tages würde der liebesbedürftige Peter Stengbiehl nicht mehr sein, er würde mit dem Jonkheer über den Äquator fahren. Karsten Kiep aber saß dann noch, wenn ihm die guten Geister von Gullengönne weiter so hold blieben wie bisher, noch immer hier in der Nähe. Den Gedanken empfand er tröstlich, wenngleich er ihm nicht über die Einsamkeit dieser Frühlingsnacht hinweghalf.

Lange noch, nachdem er den Freund in sein Gastzimmer geleitet hatte, saß Hans Adam von der Liedt mit seiner Frau auf der Terrasse.

„Nun hast du gesehen, welch prächtiger Mensch er ist," sagte er. „Aller Sorgen, die auch mich bis heute nachmittag bedrückten, dürfen wir uns entschlagen. Der Riningshofer Doktor wird nichts anderes bestätigen kön-

nen. Man könnte meinen, der Mann habe sich überhaupt zu lange der Erkenntnis verschlossen, daß Kornelius schon genesen war."

„Er wird aufatmen. Und wie wird sich Fräulein von Spreckelsen freuen!" sagte Frau Rosa. „Wie rührend war ihre Treue! Hättest du ihr heute noch nichts verraten können?"

Hans Adam kraute der großen Dogge, die sich neben seinem Korbstuhl niedergetan hatte, den Nacken. „Gewiß. Die Versuchung quälte mich ein wenig, aber erst wollte ich abwarten, wie der Tag ausging. Nun wissen wir, daß Kornelius sie noch immer so liebt wie einst; ihr Name schwebte ja wie etwas Heiliges von seinen Lippen. Es könnte alles gut werden . . ."

„Es könnte? — Könnte nur? Warum sagst du nicht: Es wird alles gut, Hans Adam?"

Da erzählte er ihr von dem bösen Gerede, das er von dem Kammerjunker Pritzelwitz gehört habe.

Frau Rosa seufzte, aber sie zeigte sich seltsamerweise nicht überrascht. Es stellte sich heraus, daß sie von ihrer Nähmamsell schon Ähnliches vernommen hatte. Ihr war es unwürdig erschienen, den Gatten mit solchem Klatsch zu belästigen. Neu war ihr nur, daß sich das leidige Gerede über Fräulein Herta verdichtet hatte, während die Stickenstedter Nähmamsell zweifelte, ob die Baroneß oder ihre Tante, die Generalin tom Suden, plötzlich zur heimlichen Trinkerin geworden sei. Das Gerücht sei entstanden, weil ein Bote vom Spreckelsenschen Stadtgut, der immer geheimnisvoll tue, regelmäßig den teuersten Likör in der Stickenstedter Apotheke hole. Dieser Bote sei gestellt worden und habe alles gestanden.

„Ähnliches habe auch ich reden hören. Ah, dieser Apotheker! Ich kann den Kerl nicht leiden! Und dann gibt es

noch andere Philister, die zu wenig zu tun haben. Beinah ebenso arg aber ist es, daß Leute wie Pritzelwitz und Konsorten in das gleiche Horn stoßen. Infam, diese Herumschnüffelei und Lästersucht!"

„Darüber wollten wir uns nicht erregen!"

„Gewiß! Es bringt einen aber doch wieder in Harnisch, wo es sich um Kornelius handelt. Stell' dir vor, wenn sich so 'n Ehrabschneider an den Ahnungslosen 'ranpirscht und ihm auftischt, was die Leute uns vorgesetzt haben. Die Folgen wären gar nicht auszudenken."

„Und dabei ist doch gar nichts bewiesen —"

„Das sagte auch der dicke Major Dudde, den ich auf Marne traf, und der mir seinen neuen Bezirksekretär vorstellte; den Namen konnte ich nicht verstehen. Der Major läßt sich dir übrigens empfehlen. Er will nächstens bei uns jagen."

„Hier? Du hast doch keine Jagd?"

Hans Adam lächelte. „Beruhige dich. Er will weder einen Bock umlegen noch eine Kette Rebhühner aufscheuchen, er ist ein leidenschaftlicher Schmetterlingsjäger."

Dann klingelte Hans Adam, da es ihm einfiel, daß der Diener Peter, der für die Bedienung von Graf Kornelius bestimmt war, noch einige Anweisungen brauchte.

Herr Peter Stengbiehl aber vernahm dort, wo er sich aufhielt, keine Klingel. Ein Stellvertreter erschien, der die Mutmaßung aussprach, daß Peter eine notwendige Besorgung im Dorfe mache.

„Noch so spät?" fragte der Herr. „Dann gehen Sie schlafen, Klaus, es hat bis morgen Zeit."

Auch zu Doktor Heins in Stickenstedt war das böse Gerede gedrungen. Provisor Dultz hatte es für seine Pflicht

gehalten, ihm „den Star zu stechen". Wie durch ein Wunder war dem blonden Doktor noch kein Sterbenswörtchen von der Geschichte zu Ohren gekommen, die unter dem Spottwort „Das Fläschchen der Nachbarin" umlief. Des Zischelns und Köpfezusammensteckens war kein Ende.

Das Wunder, das Doktor Heins taub und blind gegenüber den Vorgängen gemacht, hieß mit Vornamen Evchen. Die junge Dudde beschäftigte sein ganzes Denken. Verständnislos hörte er zu, als Provisor Dultz mit der ungeheuerlichen Geschichte herausrückte. Das erste, was er dann sagte, war: „Schwefelbande!"

Er sah den Provisor grimmig an, der einen Schritt zurückwich.

„Ich kann doch nichts dafür," verteidigte sich der Provisor. „Wenn die Anzeichen sich nicht gehäuft hätten, und der Konrektor mit meinem Chef den Vorgängen nicht so eifrig auf den Grund gegangen wären ..."

Doktor Heins ließ ihn nicht ausreden. „Anzeichen? Lächerlich, Dultz! Nicht die blasse Spur eines Beweises haben Sie! Ein Skandal, wenn Sie diesen Giftmischern die Stange halten!"

„Ja, ich weiß doch nicht ... Aber an der Tatsache, daß Fräulein von Spreckelsen sich Rum holen läßt, ist doch nicht zu zweifeln, das ist ..."

„Unerhört!" brauste Doktor Heins auf. „Kein Wort mehr! Und eins will ich Ihnen sagen, Dultz, und ich wüßte nicht, was mir lieber wäre, als wenn Sie es so bald wie möglich unter die Leute brächten: Wer sich erdreistet, in meiner Gegenwart noch einmal von diesem unsinnigsten aller Gerüchte zu reden, dem schlag' ich den Hut vom Schädel!"

Ohne Gruß verließ er die Apotheke.

Provisor Dultz rückte kopfschüttelnd seinen grünen

Aschenbecher beiseite. Er hatte den Doktor noch nie so hitzig gesehen. Freilich war das heute mehr oder weniger jeder; es war unerträglich heiß.

Nachmittags entlud sich ein Gewitter. Donner krachten, und Wolken barsten. Erst nach einstündigem Toben ließ der Regen nach.

Als er am Aufhören war, öffnete Herta von Spreckelsen die große Glastür zur Veranda. Ein erfrischender Luftzug strömte in das Zimmer, in dem sie mit ihrer Tante beim Tee gesessen war.

Zunächst hatte die Generalin tom Suden „nur ein Viertelstündchen" vor sich hingenickt, wie sie ihren mindestens einstündigen, durch nichts als ihr regelmäßiges Atmen unterbrochenen Mittagschlaf zu nennen beliebte, und Herta hatte den Tisch gedeckt. Aber dann war die Generalin aufgewacht und hatte beim ersten scharfen Donnerschlag „Herein!" gerufen. Sehr erklärlich, wenn man schlecht hört und aus der Ruhe aufgestört wird.

Ein kühler Windhauch strich durch die Kastanien und wehte den Duft des nassen Laubes und der weichen Ackerkrume herein. Die Wege waren grundlos, in den Schleusen gurgelten noch die Wasser, und an manchen Stellen stand ein richtiger See.

Auf einmal stieß Herta Spreckelsen einen Schrei der Überraschung aus. Gerade, als sie auf die Veranda treten wollte, teilten sich rechts von ihr die Büsche, und dann sprang, einen Sprühregen von sich schüttelnd, prustend ein triefender Mensch daraus hervor.

Es wäre verständlich gewesen, wenn solch ein unerwarteter Anblick furchtsame Gemüter in die Flucht geschlagen hätte. Fräulein von Spreckelsen erkannte den Durchnäßten, der sich wie ein Pudel schüttelte.

„Herr Major . . .!"

Der korpulente Mann sah sich überrascht um; er vermutete nicht, daß er keine zwanzig Schritt vor der Veranda des Stadtgutes landen sollte.

„Herr Major Dudde! Ach, Sie Ärmster!“ rief Herta noch einmal und hob die Arme, und auch die Generalin erschien und wollte über den Schaden jammern, den das Wetter angerichtet hatte. Das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

„Einen Augenblick! Einen einzigen!“ antwortete Major Dudde. „Gleich schwimme ich 'rüber! Lassen Sie mich nur ein Momentchen verschnaufen. Gottogottogott, war das 'ne Höllenfahrt!“

Vor der Veranda schüttelte er sich nochmals. „Ich bin ja 'n Schwamm, meine gnädigsten Damen, 'n vollgesogener Badeschwamm.“

Was man sieht, weiß man. Herta von Spreckelsen trieb dessenungeachtet zur Eile; sie sagte, wenn der Herr Major noch länger zögere, müsse er sich erkälten.

„Ich bin es schon!“

„Umso bedauerlicher. Bitte, kommen Sie sofort herein!“

„Wenn Sie durchaus wollen, daß ich alles unter Wasser setze — in Gottes Namen!“

Als er die Stufen heraufwankte, sahen die Damen, wie ihm braune Tropfen über Gesicht und Bart rannen, die roten Hände hielten ein zerfetztes Schmetterlingsnetz, der graue Anzug umschmiegte die pompösen Glieder wie ein gutpassender Trikot. Er mochte fühlen, daß man über ihn nur in Tränen oder ein herzhaftes Lachen ausbrechen konnte, und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Wie 'ne Padde, nicht wahr? Beinahe in Atome aufgeweicht. Das war kein Regen, das war eine Traufe.“

Es gab nichts zu überlegen, der arme Major mußte

sofort aus seinen Kleidern heraus. „Sie müssen gleich ein Bad nehmen!“

„Noch eins?“

„Es ist Pflicht, daß wir Sie nicht eher fortlassen,“ sagte Frau tom Suden, „bis Sie sich erholt haben.“

Herta gab der herbeieilenden Lisbeth rasch ein paar Anweisungen.

Willenlos erschöpft ließ sich der Major ins Badezimmer führen.

Eine Minute später brodelte heißes Wasser in die Wanne. Ein riesiger Frottiermantel wurde hereingereicht und ein Paar Plüschschuhe der Generalin. Dafür sollte der Major seine triefende Kleidung herausgeben; man wollte versuchen, die einzelnen Stücke zu trocknen. Dann schloß sich die Tür des behaglichen Gemaches.

„Hilfe in der höchsten Not. Glück im Unglück!“ Major Dudde rieb sich die kalten Hände. „Noch fünf Minuten in den Kleidern gesteckt, wäre mein seliges Ende gewesen.“ Seit einer Biwaksnacht war er gegen Kälte empfindlich. Außerdem war er, bevor er mit versagender Kraft den schützenden Park gewann, im Laufschritt dahingerollt, und das hatte ihm den Rest gegeben. Er hatte es sich vor den Damen nur nicht so merken lassen wollen. Mit wohligem Behagen glitt er in die warme Flut.

In der Küche war unterdes guter Rat teuer. Mit dem weichen Vlies und den Plüschpantoffeln war die Gewandung, die man dem Unglücklichen in seiner Eigenschaft als Mann geben konnte, zunächst erschöpft. Anderseits zeigte ein Blick auf seine Kleider, daß kein Feuer der Welt sie in der kurzen Spanne, wo sich der Major des Bades erfreute, zu trocknen imstande war. Am geratensten erschien es, nach der Wohnung des Majors zu schicken und um andere Kleider zu bitten. Bis der Bote

zurück war, konnte eine Stunde vergehen. So lange konnte der Major aber doch nicht im Wasser bleiben.

„Haben wir denn gar nichts im Hause?“ Frau tom Suden schüttelte die bauchige Botanisiertrommel des Majors aus; eine braune, klebrige Brühe überrieselte ihre Hände, und die gleiche Art Flüssigkeit, vermischt mit Schmetterlingsresten, gab der weiche Hut von sich, den Herta ausrang. Nun wußte man wenigstens, wovon der Major solch gefärbtes Antlitz gehabt hatte. Seine kostbarste Beute hatte er augenscheinlich unter dem Hute geborgen.

„Wie? Was sagst du?“ fragte die Generalin.

Die Nichte hatte gar nichts gesprochen.

„Daß mir das nicht gleich einfiel. Wir haben ja noch die Paradeuniform deines Vaters. Wie ein Kleinod habe ich sie behütet. Auch Pantalons sind dabei.“

„Die Ulanka?“

„Wie neu,“ wiederholte die Tante. „Hier geh, nimm die Schlüssel, Kind.“

„Ja doch, Tante. Aber die Uniform hilft nicht viel. Der Rock würde keinesfalls passen.“

„Ein guter Einfall. Lauf, Herta! Für das andere sorge ich. Die warmen Sachen werden ihm gut tun. Ich werde sofort mit dem Major sprechen.“

Während Herta ging, um die eingekampferte Uniform herbeizuholen, zog die Generalin vor der Tür des Badezimmers als Parlamentär auf.

Anton Dudde plätscherte wie ein Seepferd in der Wanne, als laut geklopft wurde. „Können wir es noch fünf Minuten im Bad aushalten, lieber Herr Major?“

„Jahrhunderte!“ brüllte Dudde. „Ich fange eben an, wieder aufzuleben.“

„Dann ist's gut, Herr Major. Wir bringen frische Wäsche."

„Ich küsse Ihnen die Hand!" Der galante Dudde wischte sich den Seifenschaum von den Lippen.

„Es wird für alles gesorgt sein."

„Ich bin, wie Sie mir glauben dürfen, jeder Zoll Dankbarkeit!"

Die Generalin merkte, daß die Verständigung durch die Tür für sie noch schwieriger war, als sie geglaubt hatte. Nur das Wasser hatte sie rauschen hören; den Klang kannte sie. Oft genug war es ihr, als höre sie das Brausen des Wassers; sie brauchte keine große Muschel ans Ohr zu halten, um sich Illusionen zu verschaffen.

Vor dem geöffneten Kleiderschrank, der eine ganze Wandfläche im Erdgeschoß einnahm und die selbstgestrickten Liebesgaben für die äußere Mission barg, traf sie ihre Nichte. Herta meinte, im Notfall gehe es allenfalls. Die blonde Magd schwang den Ausklopfer, damit der Kampfer aus den Uniformstücken weiche.

Anton Dudde aber, dessen Volumen die breitgeschweifte Wanne bis zum Obersten gefüllt hatte, empfand, leise wellenschlagend, eine uferlose Dankbarkeit gegen seine Retter. Was waren das für liebe, liebe Menschen! Und über dieses schöne Mädchen hatten niederträchtige, boshafte Menschen ein so schnödes Gerede verbreitet. Auch zu ihm war, dank der Ausführlichkeit, mit der seine Hausdame alles, was sie in sich aufnahm, berichtete, das blöde Geschwätz gedrungen. Blödsinnig und abgeschmackt, ja unerhört war es, daß einer überhaupt derartige Tatarengerüchte weitergab. An den Pranger gehörten die Kerls und die Dämlichkeiten, die ihre Zunge nicht meistern konnten. Auf hölzernen Eseln mußten solche Ehrabschneider reiten, wie man das im Mittel-

alter als richtig erkannt hatte. Der Major, teils empört, teils von Dankbarkeit entflammt, hätte sogar nichts dawider eingewandt, wenn solch eine weibliche Lästerzunge in eine jener teuflischen „Eisernen Jungfrauen" gesteckt worden wäre, die man so nach und nach schließen und in denen man die Engel im Himmel pfeifen hören konnte. Auf der Hochzeitsreise hatte der Major auf der Burg in Nürnberg schaudernd ein solches Stachelfolterwerkzeug gesehen. Und weiter war er eben in Gedanken schon bei dem höllischen Feuer des Scheiterhaufens angelangt, als er fühlte, daß sein Bad kalt wurde.

Als Kältestarrender, Schmutzbeladener, vom Wetter Gepeitschter war er in die steigenden Wogen geeilt, als rosige Masse klomm er aus den sinkenden hervor. Mit der Fülle der Laken trocknete er die Glieder und rieb sie mit Schwefeläther ein. Vorsicht kann nie etwas schaden, und die ihn auf seinen Beutezügen begleitende Flasche stand handgerecht auf dem Tisch. Als er in den molligen Mantel schlüpfte, klopfte es. Diesmal meldete sich das Hausmädchen Lisbeth mit den Kleidern.

„Ein Sekündchen, mein Engel!"

Er huschte hinter die spanische Wand, und der Engel schwebte ins Gemach.

Engel verschwinden lautlos. Als sich der Major umsah, lag vor ihm blendende Wäsche, Strümpfe, die Galahose und die Parade-Ulanka des seligen Hausherrn.

„Alles da!"

In wenigen Minuten vollzog sich die Metamorphose des pensionierten Linienmajors zum Regimentskommandeur der weiland Stickenstedter Ulanen. Die einzige Schwierigkeit war, die Ulanka zuzukriegen. Dieser Spreckelsen mußte eine Taille wie eine Wespe gehabt haben. Mehr als ein Knopf ging beim besten Willen nicht

zu. Verschämt lächelnd betrat er in den Strümpfen einer Generalin und in der Ulanka eines Oberstleutnants das Zimmer, in dem der Teekessel summte.

„Wie ich schon sagte — jeder Zoll Dankbarkeit! Hätten Sie mich nicht samariterlich aufgenommen, ich hätte morgen gebellt wie 'n Seelöwe. Hatschiiih . . . Sehen Sie, da benieße ich's schon!"

„Aber das war doch nur Christenpflicht," sagte die Generalin.

Der Major schlürfte wohlig den Tee und erzählte, wie ihn der Sammeleifer zu weit fortgeführt, wie ihn ein Falter kilometerweit über die sonnenübergleißten Wiesen gelockt hatte. „Als ich verschnaufe und mich in der Welt umschaue, war die Sonne gerade dabei, sich zu verstecken, dafür schoben sich die Wolkenungetüme zusammen, aschgraue, kupferfarbene, schwefelgelbe. Doktor Beuthien kam im Galopp in seinem Wagen vorbei und riet mir zur Eile. Er konnte mich nicht mitnehmen, er mußte nach Gullengönne. Und der Geier mochte wissen, wo ich mich im Gelände befand."

„Was mag denn Doktor Beuthien in Gullengönne wollen?"

Der Major bedauerte, das nicht zu wissen. Er schlürfte leise, und sein Blick irrte über den Tisch. Die beiden Damen fingen den suchenden Blick auf.

„Ach," sagte die Generalin, „Sie vermissen gewiß den Rum, Herr Major —"

„Aber ich bitte . . .!"

„Wir nehmen keinen Rum zum Tee; nicht ein Tropfen ist im Hause."

„Selbstverständlich," nickte der Major. „Das habe ich nicht anders erwartet."

Herta stand auf. „Ich werde Ihnen Rum bringen,

Herr Major! Zufällig brachte heute jemand eine Flasche mit.“ Sie eilte hinaus.

Anton Dudde sah ihr betroffen nach. Es war, als wenn etwas in ihm zerrisse. War das möglich? Undenkbar! Unfaßbar! Die Leute konnten nicht recht haben. Es konnte nicht sein! Leute, die von der heimlichen Vorliebe für Jamaikarum gefaselt hatten, gehörten doch auf den hölzernen Esel.

Da kam Fräulein Spreckelsen zurück; sie brachte eine Flasche. „Es ist Jamaikarum. Ist der trinkbar?“

Vor den Augen des Majors tanzten rote und blaue Punkte. „Jamaikarum?“ wiederholte er. Laut sagte er: „Trinkbar? Oh, das will ich meinen!“

Das ihm gereichte Glas zitterte in seiner Hand. Er bekleckerte ein wenig die blaue Ulanka. Trotzdem stotterte er: „Deliziös!“

Frau tom Suden lächelte. „Mein Nichtchen hat mich Lügen gestraft. An diesen Rum habe ich nicht gedacht. Das ist Hertas Privat —“

„Aber, Tante!“

„Nun, nun, ich plaudere nichts aus, mein Liebling. Und Herr Major ebensowenig. Jeder Mensch hat seine kleinen Geheimnisse. Also wirklich trinkbar? Das ist schön.“

Herta füllte das Glas von neuem.

Der Major trank, schloß die Augen, trank wieder. „Das wärmt,“ log er tapfer; in Wahrheit fröstelte er. Er warf einen Blick nach der alten Uhr hinüber, über der eine Dame im Reifrock und ein Kavalier sich Kußhändchen zuwarfen, und stammelte, er müsse gehen. Der beengende Treffenkragen würgte ihn am Halse. Man antwortete ihm, daß das Mädchen ja noch nicht mit seinen Sachen zurück sei. Die Generalin fragte nach seinem Töchterchen.

„Schicken Sie sie uns einmal," bat Herta. „Ich bin fast immer allein. In der letzten Zeit vornehmlich, die so schwer für mich ist. Es ist gerade so, als wolle man mich schneiden."

„Da werde einer daraus klug, mein gnädigstes Fräulein. Ich bin trostlos."

Die blonde Lisbeth kam und brachte einen Mantel und andere Siebensachen. Zerstreut führte Anton Dudde noch ein letztes Mal das Glas mit dem Jamaikarum an die Lippen. Noch einmal stammelte er etwas von ewigem Dank ...

Die Damen blickten ihm nach und lächelten. Herta hielt die Flasche gegen das Licht.

„Unser verirrter Odysseus war halb verdurstet," sagte sie.

„Offenbar! Merktest du übrigens nicht, daß die Uniform noch stark nach Mottenäther roch? Ich mußte immer die Nase rümpfen. Aber alles in allem, ich habe den Mann wirklich gern."

Herta nickte zustimmend. Es tat so gut, einmal auf andere Gedanken gebracht zu werden.

Als Major Dudde sein Heim erreicht hatte, mußte er seine Erlebnisse noch einmal von Anbeginn schildern. Daß es Rum zum Tee gegeben hatte, verschwieg er.

Aber die Hausdame des Majors machte sich eigenhändig, als der Hausherr in seinen Flauschrock geschlüpft war, an die Reinigung des Rockes, und alsbald fesselten sie gewisse Flecke auf den ponceauroten Überschlägen. Sie roch daran.

„Das ist Kampfer," sagte der Major. „Bedenken Sie, daß die Garnitur in einer Pelzkiste lag. Oder es ist Schwefeläther. Ich habe da nämlich ... hm ..." Er nieste und schneuzte sich.

Die Hausdame sah den Major durch ihre scharfgeschliffenen Kneifergläser überlegen lächelnd an. „Wie ich weiß,“ sagte sie, „duften derartig weder Kampfer noch Schwefeläther. So riecht einzig und allein — Rum!“

Blitzenden Auges fügte sie die beiden Worte hinzu, die auch der Major heute schon einmal fassungslos bei sich gedacht hatte: „Also doch!“

Anton Dudde war Schmetterlingen nachgejagt und dabei in ein Unwetter geraten. Auf Gullengönne aber hatten sich die Ereignisse gejagt, und um ein Haar wäre eine Katastrophe über Karsten Kiep hereingebrochen.

Gewettert hatte es hier auch, als Doktor Beuthien mit durchnäßten Gäulen in den Hof geprescht war. Aber das ging Karsten Kiep nichts an; er hatte Doktor Beuthien noch nie gesehen. Es genügte nicht, daß man verrückt war, um in Riningshof vorgelassen zu werden; man mußte auch begütert, man mußte reich und verrückt sein. Auf Karsten Kiep traf beides nicht zu.

Das Wetter über seinem Haupte ballte sich erst zusammen, als draußen schon ein Regenbogen am Himmel stand. Im Herrenhause war alles nach Wunsch verlaufen. Doktor Beuthien brauchte seinen ehemaligen Pflegebefohlenen nicht lange zu untersuchen. „Für Sie, lieber Herr Graf, habe ich keinen Platz mehr in Riningshof. Aber ein Wunder ist es doch, wie Sie durchgekommen sind. Was kein Verstand der Verständigen besser ausrichten konnte, als Sie schwer krank in Großdöse anlangten, das haben unschuldige Kindergemüter in ihrer Einfalt fertigbekommen. Ich bin auf Ihren Diener gespannt, von dem mir Herr von der Liedt so viel erzählt hat; ist er noch hier, dieser Krischan Korts?“

„Gleich sollen Sie ihn sehen. Ein Unikum," sagte Hans Adam Liedt.

„Ich habe Peter schon nach ihm geschickt," setzte Silvester Kyllkerke hinzu. „Der Schneider, der den Dienern die Livreen macht, ist zufällig da. Du sagtest doch gestern, das erste, was wir mit Monsieur Krischan vornehmen müßten, wäre eine neue Einkleidung seines alten Adam."

„Danke dir. Du denkst an alles. Selbstverständlich muß ihm der Schneider gleich Maß nehmen. Im übrigen läuft er uns ja nicht weg. Sie bleiben doch zu Abend hier, verehrter Doktor?"

Doktor Beuthien sagte, ihm ließe die Freude keine Ruhe, er müsse gleich seine Kollegen benachrichtigen. Eine größere Last habe ihm nicht von der Seele genommen werden können. Dann habe er Fräulein von Spreckelsen versprochen, sie sofort zu benachrichtigen.

Hier unterbrach ihn Hans Adam von der Liedt. Das müsse er ihnen, müsse er Graf Marne überlassen; das sei eine Bedingung, die er würdigen werde. Bis zum nächsten Tag dürfe die Auffindung von Graf Kornelius noch nicht in die Winde posaunt werden; die Kollegen müßten also mindestens bis morgen den Mund halten. Und die Benachrichtigung von Fräulein von Spreckelsen übernehme Graf Kornelius selber. Alles sei schon bis ins kleinste geregelt. Morgen fahre er mit Graf Kornelius nach Stickenstedt. Ein Bote werde vorauseilen.

Doktor Beuthien erklärte, er wolle selbstverständlich nicht widersprechen. Der Gedanke, einen Boten zu senden, sei gut. Er erklärte, daß mehr Herzen vor Freude zu brechen pflegten als durch Leid und Schmerz.

„Das beruhigt mich," erwiderte Hans Adam. „Ich denke so oft an die lieben Verwandten von Thomas Marne, die mit der Freudenpost, daß Kornelius leibt und

lebt, zugleich den Schmerz erleben, daß ihnen die schönste Erbschaft aus den Händen rinnt. Wenn das letztere nicht wäre, hätte sie womöglich die Freude umgebracht."

Doktor Beuthien lachte. Über zärtliche Verwandte gehe in der Welt nichts; das sei eine Weisheit, die täglich neu in die Binsen schieße, infolgedessen komme man ganz gut ohne sie aus.

Herr von der Liedt meinte, in der Beziehung müsse der Psychiater seine eigenen Erfahrungen haben. Dann wurde der Jonkheer fortgeschickt, um sich zu überzeugen, ob an Krischan Korts nun endlich genug Maß genommen sei.

Er kam mit der Nachricht zurück, daß Krischan Korts auf beinahe rätselhafte Weise verschwunden wäre. Er sei dem Diener, der ihn in die große Leutestube geführt habe, mit einem Male ausgekniffen.

„Wie? Als ihn einer in die Leutestube führte? Ist denn der Mann menschenscheu geworden?"

Da kam auch Peter Stengbiehl und meldete, daß der Diener des Grafen Marne spurlos verschwunden sei; man habe nach ihm gerufen und gesucht. Vergeblich.

„Seltsam! Und die Erklärung? — Es muß doch etwas vorgefallen sein."

„Wir nehmen an, daß er ins Dorf geeilt ist, Herr Baron — gewissermaßen aus Besorgnis, daß ihm die alten Kleider genommen werden sollten, oder aus ähnlichen Gründen. Etwas eigenartig ist er ja, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf —"

Hans Adam von der Liedt winkte ab. „Na, er wird sich wieder einfinden. Was meinst du, Kornelius? Er ist wahrhaftig ein schnurriger Kauz."

„Das gebe ich zu."

„Sicherlich tüchtig vom Leben mitgenommen."

„Auch richtig. Oder meine Leute haben ihn geneckt und geärgert."

Keiner mochte sagen, daß Krischan Korts einen Spleen habe. Der Takt verbietet, an Wunden zu rühren, die kaum verharscht sind. Man sprach von anderem. Der Zwischenfall würde sich gewiß zur allseitigen Zufriedenheit aufklären.

„Wie das Wetter es bereits getan hat," sagte Doktor Beuthien. „Ich bitte, daß mein Kutscher anspannen darf. Der Zweck meines Besuches ist ja erreicht, ich hatte keinen anderen Wunsch, als Graf Marne zu begrüßen. Wir sehen uns ja noch öfter ... auf Marne, wenn Sie gestatten."

So schied der Doktor, ohne Karsten Kiep gesehen zu haben.

Und Karsten Kiep hätte gewiß nicht gewünscht, an diesem Tage noch eine Bekanntschaft zu machen. Noch lag ihm der Schreck in allen Gliedern.

Er selbst saß im dunkelsten Winkel einer bis unter die Sparren mit duftendem Wiesenheu gefüllten Scheune.

Einen solchen Platz sucht sich ein erwachsener Mensch nicht ohne triftigen Grund aus, denn das wenigste, was man sich im Heustadel holen kann, ist immer noch ein gehöriger Schnupfen. Außerdem kann man im Heu, je nach Umständen, auch ersticken. Karsten Kiep, vor die Wahl gestellt, ob er vor Wut oder im Heu ersticken sollte, hatte die tiefste Tiefe des Heues vorgezogen. Er war Hals über Kopf in die Tiefe hineingeschossen.

Die Geschichte war damit losgegangen, daß Herr Peter Stengbiehl für seine Ostindienfahrt neu eingekleidet wurde und Herr von der Liedt auf den Einfall gekommen war, die Anwesenheit des Maßschneiders auf dem Schlosse gleich dazu zu benützen, daß dieser Meister der Elle auch ihm, Karsten Kiep, zu Leibe rücke.

Dagegen war gewiß nichts einzuwenden. Er war dem Boten, der ihn zum Schneider rief, nach der Leutestube gefolgt, und als die Tür aufgemacht wurde, hatte da drin auch schon Peter Stengbiehl gestanden, während ihm einer mit dem Metermaß die Länge der Beine feststellte. Es war der Schneider, von dem Karsten Kiep zunächst nichts zu sehen bekam als die Kehrseite.

Sie ist mitunter wahrhaftig nicht die unschönere Hälfte.

Denn als der Mann mit dem Bandmaß eine Viertelwendung gemacht hatte, waren Karsten Kiep die Haare zu Berge gestanden. Den Schneider erkennen, kehrt machen und davonstürmen, war das Werk einer Sekunde gewesen. Keine Ewigkeit hätte zurückgebracht, was er an dieser Sekunde, bei geringerer Geistesgegenwart, ausgeschlagen hätte.

Denn dann hätte ihn der Schneider, sobald er sich vollends mit seinem Metermaß aufgerichtet hätte, genau so sicher erkennen müssen, wie Karsten Kiep ihn gekannt hatte: dieser fürchterlichste aller Schneider war niemand anders gewesen als Hinnrich Brütt!

Hinnrich Brütt, der Popanz und schwarze Mann seines Lebens.

Der Mann mit dem verhängnisvollen Achtellos der Hamburger Staatslotterie unseligen Angedenkens! Hinnrich Brütt, dem er die Suppe verdankte, die er hatte auslöffeln müssen, wegen dem er heimatlos und landfremd geworden und aus einer Vermummung in die andere geraten war. Um ein Haar, und er hätte ihm eigenhändig Maß zu einer neuen genommen!

Jeder Zweifel war unmöglich. Es war Hinnrich Brütt, den er haßte wie nichts sonst auf dieser Welt. So ein Gesicht gab es nur einmal und nicht wieder; das wohlge-

troffene Stinktier im Bilderatlas der Mutter Boye hatte menschliche Züge im Vergleich mit diesem zweibeinigen Raubtier, das zweifellos auf ihn losgesprungen wäre, wenn er sich nicht so blitzartig empfohlen hätte.

Allmählich war Karsten Kiep ruhiger geworden. Es ist ja kein Unglück so groß, daß es nicht sein Gutes in sich trüge. Und das eine Gute, das Glück im Unglück blieb es, daß Hinnrich Brütt nicht Zeit gefunden hatte, ihn zu erkennen. Darauf ließ sich die Hoffnung gründen, daß trotz alledem noch alles gut werden konnte. In einer Stunde wurde es Abend und ringsum so finster, wie es in der Scheune schon jetzt war. Dann würde die Luft aller Wahrscheinlichkeit wieder rein sein; für den Schneider Brütt gab es kein Gastbett auf Gullengönne. Der Kerl mußte gewiß wieder abziehen.

Und er wollte sich, so gut es eben ging, herausreden. Seine Flucht war etwas ungewöhnlich vor sich gegangen. Sie zu rechtfertigen, mußte eine Ausrede gefunden werden, die möglichst wenig ungewöhnlich erschien. Man konnte Leibgrimmen bekommen haben. Das war ein guter Gedanke! Er hatte Dauerlauf machen müssen wie einer, der zu gierig Pflaumen genascht hat. Anders war er ja auch nicht, mit Mühe den Hof erreichend, gelaufen.

Nun, kam Zeit, kam Rat. Hauptsache blieb, daß Hinnrich Brütt verschwand; das andere blieb dann ein Kinderspiel. Schließlich hatte man schon seinen Stein im Brett, und wenn sein Verhalten auch wunderlich anmuten mochte, der Baron zeigte gewiß einiges Verständnis für Verrücktheiten; er war doch ein großzügiger Mensch.

Überhaupt hatte hier alles einen Zug ins Große; in ganz Stickenstedt gab es keine so geräumige Scheune, wie diese hier. Und dabei lagerte hier nur das Heu; die Getreidescheunen waren noch stattlicher und umfangreicher.

Verhielt man sich hier ruhig, dann konnte einen hier lange jemand suchen. Und vorderhand dachte gar niemand daran. Man glaubt gar nicht, welche Märchenstille in so einem Heuhaufen sein kann. Sonst verursachen doch wenigstens Mäuse in einer Scheune einiges Geräusch; die Scheunen von Gullengönne aber schienen für alles andere, nur für Ungeziefer keinen Platz zu haben. Der große Zug ging bis ins kleinste.

Plötzlich reckte Karsten Kiep den Kopf und lauschte. Ein unheimlicher Laut war zu ihm gedrungen. Von weither, offenbar vom Eingang der Scheune aus und viele Meter von ihm entfernt. Ein Klageton war es, den ein leises Weinen ablöste.

Vorsichtig kraute er sich das Heu aus den Ohren. Es war keine Täuschung: irgend ein menschliches Wesen war in der Nähe. Eine seufzende Kreatur, ein im Heu verstecktes Menschenkind, wie er selber. Das leise Weinen dauerte an. Nur einmal ward es durch ein nachhaltiges Schneuzen unterbrochen. Demnach mußte es ein Erwachsener sein. Man braucht nicht die Nase eines Sherlock Holmes zu besitzen, um zu wissen, daß Bauernkinder sich entweder nie oder dann jedenfalls in alles andere eher als in ein Taschentuch schneuzen. Und vor allem nicht so gründlich. Der weitere Schluß war leicht. Seufzen und Weinen ist unmännlich; nur ein Weib konnte es sein, das sich mit seinem Schmerz in das Dunkel des einsamen Heuschobers geflüchtet hatte.

Gefährten im Unglück um sich zu wissen, ist tröstlich. Daß es noch dazu eine Gefährtin war, stimmte Karsten Kiep weich. Noch konnte er sie nicht sehen; das trennende Heu war zu tief. Aber schon keimte der Entschluß, sich der Hilfebedürftigen zu nähern. Die Frühlingsluft war ihm schon gestern zu Kopfe gestiegen, das Heu mit seinem

starken Duft tat ein übriges. Als er den ersten Anlauf nahm, über den nächsten Heuberg zu balancieren, war es ihm nicht anders zumute, als jenem verliebten Leander, der mit kraftvollem Stoß die Wellen teilt, um die waghalsige Reise zu seiner angebeteten Hero anzutreten. Ob Wasser oder Heu — in wem das Verlangen nach einem mitfühlenden Herzen erwacht, für den sind Hindernisse nur da, um überwunden zu werden.

Karsten Kiep verlor mehrfach den Schwerpunkt, es gab Schründe und Spalten, in die er hinabglitt und aus denen er sich mühselig wieder emporarbeiten mußte. Aber durch Geduld wird das Maulbeerblatt zu Seide. Zudem konnte er den Weg nicht verfehlen; die klagenden Laute führten ihn ins Licht. Am Eingang der Scheuer saß das schluchzende Weib.

Eine Weile zögerte er. Wie, wenn es eine Falle wäre? — Wenn er nur hervorgelockt werden sollte? — Wenn der Teufel etwas ausrichten will, braucht er nur in ein Mieder zu schlüpfen. Aber nein! Das war ja Unsinn! Hinnrich Brütt hatte ihn nicht erkannt; kein Mensch im Schloß war auf Verdacht geraten.

Und die Tränen, die da vorn geweint wurden, waren echt. Er wollte versuchen, sie zu trösten, und sie, da nun einmal eine Liebe der anderen wert ist, würde ihm dann gewiß eine gefällige Botin sein, die für ihn das Feld prüfte und ihm sagen konnte, ob die Luft wieder rein war. Was sein muß, muß sein! Der letzte Hügel wurde genommen. Schon erspähte er das blonde Haar des Mädchens. Jetzt sah er ihre Gestalt, und ein freudiges Erschrecken überfiel ihn. Vor ihm saß das Mädchen, das in den Träumen seiner letzten Nacht eine Rolle gespielt, die blonde Magd, die mit Peter Stengbiehl geschäkert hatte.

Mit einem letzten Schwung rutschte ihr Karsten Kiep

samt einem Bund Heu vor die Füße. Sie wollte aufspringen und starrte ihn ängstlich an, sank aber dann wieder zusammen und weinte aufs neue. Karsten Kiep redete mit dem freundlichsten Ton und den schönsten Worten auf sie ein. Sie erkannte ihn unter Tränen wieder. Wo es denn fehle, wollte er wissen. Es habe ihm keine Ruhe gelassen, er sei dem Klange ihres Weinens nachgegangen. Sie könne doch nicht hier bleiben, wenn die Nacht käme. Und was ähnlicher Zusprüche mehr waren.

Sie nahm die Hände ab von den Augen und sah ihn durch ihre tränenumflorten Lider an. Mit gebrochener Stimme erwiderte sie endlich, ihr sei nicht zu helfen. Es kam heraus, daß sie Fiete heiße, und daß sie es nicht überleben könne, daß Peter Stengbiehl auf und davon gehe. Nach Indien mit dem jungen Herrn.

Karsten Kiep begriff. Er verstand aber bald noch mehr. Als Fiete hervorstieß, daß sie nun dasäße und keinen Ausweg wisse, überflog sein Auge ihre rundliche Fülle. Er dachte: Sie wird schon ihren Grund haben. Es war das alte Lied.

Nun kam heraus, daß sie die indische Reise nicht ernst genommen habe. Sie nicht und Peter Stengbiehl noch weniger. Heute erst sei es gewiß geworden. Nun täte es auch Peter leid, aber es wäre zu spät.

In Karsten Kiep reichte ein lichter Gedanke in aller Eile dem anderen die Hand. Daß der Entschluß, Gullengönne mit Indien zu vertauschen, Herrn Peter Stengbiehl leid geworden sei, mußte ihm Fiete dreimal wiederholen. Hier war also der Punkt, wo sich die Welt aus den Angeln heben ließ!

Wenn das nur stimmte! Wenn sich Fiete nicht täuschte! Dann konnte dem Mann geholfen werden!

So erklärte er, sofort wolle er mit Herrn Stengbiehl

reden. Und das nicht allein. Auch mit dem Jonkheer. Er glaube einen Ausweg zu wissen. Er sähe Licht.

Es wär dunkel geworden, und keine Zeit zu verlieren. Fiete mußte ihre Tränen vollends trocknen und nachsehen, ob Schneider Brütt nicht mehr da sei. Karsten Kiep deutete an, daß nur der Schneider ihrem Glück im Wege stehe; alles andere fände sich. Sie begriff zwar nicht, fügte sich aber willenlos. In Gedanken versunken wartete Karsten Kiep auf das Mädchen. Alles hatte sich um und um gewendet. Eigenes heißes Verlangen mußte zurückstehen, es ging ums Ganze. Aus dem Traum, die Erbschaft des abreisenden Stengbiehl auf Gullengönne anzutreten, wurde nichts. Gullengönne war kein Platz für ihn, wo solches Gesindel wie Hinnrich Brütt als beständige Drohung in der Nähe herumschweifte; des schönsten Lebens konnte man da nicht dauernd froh werden. Eine andere Erbschaft wünschte er anzutreten: Ersatzmann sein oder nicht sein — das war jetzt die Frage! Hier mußte das Eisen geschmiedet werden, solange es noch warm war. Indien lag weit; Indien war die Geliebte, die auf ihn wartete. Ihr mußte er seine Träume auf Fiete opfern. Vorsichtig klopfte er sich das Heu aus den Kleidern.

Durch die warme Nacht kam Fiete mit der Nachricht, die Luft sei rein. Karsten Kiep ging zu Peter Stengbiehl.

„Dor bin ick wedder," sagte er schlicht. „Es waren die Backpflaumen."

Die Leute saßen beim Abendbrot und rissen die Augen auf. Der erste Lakai, der die Zusammenhänge verstand, prustete los; er konnte vor Lachen nicht weiteressen. Und auch die übrigen hielten sich die Seiten; keiner von ihnen war auf diese menschliche Lösung verfallen. Er hatte die rechte Tür nicht gefunden. In seinen Nöten war er ge=

rannt, als ob ihm der Teufel im Nacken sitze. Bis hinaus aufs Feld. Da sollte einer ernst bleiben! Selbst die Herrschaft würde schmunzeln, wenn man ihr angemessen umschrieben beibrachte, was des Pudels Kern gewesen war. Dieser Krischan Korts war der drolligste Kauz, den Gullengönne je beherbergt hatte.

Nur einer blieb ernst. Peter Stengbiehl. Er fragte, ob ihm nicht ein blondes Mädchen begegnet sei; er habe schon das halbe Dorf nach ihr abgesucht. Kurz, nachdem er davongerannt sei, wäre auch Fiete Grumka auf unerklärliche Weise verschwunden. Wie verhext sei es heute.

Im selben Augenblick aber trat ein anderes Mädchen herein und sagte, daß Fiete wieder da sei. Peter Stengbiehl sprang auf.

„Dor geh ick mit,“ sagte Karsten Kiep leise, „ick heww allwil mit di to snacken, Peiter Stengbiehl.“

„Wat . . .?“ Peter sah ihn groß an. „Mit mir?“

„Von ehr,“ flüsterte Karsten. Da war er schon mit Peter draußen. Er ließ sich zunächst bestätigen, daß es Peter Stengbiehl leid sei, mit dem Jonkheer Kyllkerke abreisen zu müssen. Fiete hatte nicht gelogen, Peter konnte nur nicht den Mut aufbringen, noch in zwölfter Stunde zurückzustehen. Er saß in einer Zwickmühle. Suchte er sich jetzt von der Fahrt nach Indien zu drücken, so flog er. Und damit war Fiete auch nicht gedient. Und an einen Ersatzmann sei nicht zu denken; dazu sei Gullengönne ein viel zu weiches Nest, keiner von den Kollegen verspüre Lust, es freiwillig zu räumen; jeder hänge auf die eine oder andere Art an der Scholle und wünsche sie nicht um alle Schätze Indiens zu verlassen.

Karsten Kiep erwiderte artig, wenn er einen Schatz besäße, wie Fräulein Fiete Grumka, gelüste auch ihn nicht

nach indischen Schätzen. Er schilderte anschaulich, wie er sie habe weinen hören.

Peter Stengbiehl gab zu, daß auch ihm nicht zum Lachen sei; aber jetzt wäre guter Rat teuer.

Über den Preis, sagte Karsten Kiep, ließe sich reden. Vor allem wolle er gleich morgen mit Graf Marne und Jonkheer Silvester sprechen. Seien die beiden Herren damit einverstanden, daß er in die Bresche spränge, dann sei der Ersatzmann, wie Peter Stengbiehl sich keinen besseren wünschen könne, gefunden.

„Wie? Du wolltest für mich einspringen?“ Peter faßte Karsten bei den Schultern. „Ist das dein Ernst, Mensch?“

„Hab' mir's wohl überlegt!“ Karsten Kiep reckte sich. „Jonkheer Silvester ist der Mann, den ich schon lange suche. Wir haben von seiner indischen Reise gesprochen. Vom ersten Augenblick an fanden wir Gefallen aneinander. Und nu lat man sin! Wenn ick 'ne Sak in de Hand nehm, denn gründlich! Un ick fädel ook din Sak so fin in, dat dat en Hund jammern künn, wenn dor nicks ut würd. Ick weit, wat ick dauh! Dor verlat di up, Peiter Stengbiehl!“

Es war nicht nötig, bis morgen zu warten. Silvester Kyllkerke kam im rechten Augenblick dazu, als Peter Stengbiehl auf der einen und Fiete Grumka auf der anderen Seite von dem heil wieder aufgetauchten Krischan Korts ihre Dankbarkeit bezeugten. Der Jonkheer stutzte und erfuhr bald alles.

Anfangs schien er ärgerlich. Peter Stengbiehl bekam keinen freundlichen Blick, sondern einen gelinden Anranzer, weil er nicht eher den Schnabel aufgesperrt hatte. Der Anblick von Fiete Grumka, die trotz der Spuren der Tränen ganz appetitlich aussah, glättete indes die Falten auf der Stirn des jungen Herrn zusehends. Wenn das so

stehe, sagte er, dann müsse die Geschichte freilich überlegt werden.

Karsten Kieps Aktien stiegen gewissermaßen über Nacht.

Am nächsten Tage wurde Peter Stengbiehl in aller Form ausgeschifft, noch ehe er sich eingeschifft hatte. Eine reine Äußerlichkeit ließ sich rasch erledigen. Die Livree und der Tropenanzug waren für Peters Figur zugeschnitten; Fiete erbot sich, die notwendigen Änderungen selbst vorzunehmen. Schneider Brütt sollte nicht nochmals bemüht werden. Karsten Kiep hatte das gewissermaßen zur Bedingung gemacht, daß Fiete ihre Schneiderkünste zu Ehren brächte. Er hatte ihr eingeredet, daß unter Umständen am Kostenpunkte der ganze Plan scheitern könne. Fiete begriff. Ihr war es zu danken, daß der Eindruck, den man von Karsten in der neuen Kluft gewann, kein übler war. Graf Kornelius besaß kein Recht, den weitfliegenden Plänen der „ehrlichen, alten Haut", wie er Karsten nannte, im Wege zu sein. Zum Verschaffen der Paßpapiere war noch Zeit. Anstellig und rasch sah Karsten Kiep die kleinsten Wünsche von den Augen ab. So wurde es beschlossene Sache, es mit ihm zu wagen oder wenigstens zu versuchen. Lächelnd blickte Fiete in die frühlingsfrohe Welt. Kein Wunder, da sich nicht mehr fremde Meere und Erdteile zwischen sie und den künftigen Gatten und Vater ihres erwarteten Kindes drängten.

Ein Arzt mit einem Blumenstrauß in den Händen wäre auch außerhalb Stickenstedts auffallend gewesen; in Stickenstedt wußte man sofort, was die Uhr geschlagen. Die Nasenflügel der Frau Konrektor Strohsal blähten sich hinter ihrem Spion.

„Wieder einer!" murmelte sie. Ein ehrlicher Ärger über die in Stickenstedt grassierende Verlobungswut stieg in

ihr auf; es war geradezu verheerend, was so ein bißchen Frühlingsluft anrichtete. Vorgestern hatte sich die Älteste des Primarius Müller mit dem Bezirksekretär Geigenstriker verlobt; Hals über Kopf hatten die Eltern den Segen gespendet. Und dabei war dieser Herr Geigenstriker, wie Valentin Strohsal treffend bemerkt hatte, doch erst eben in der großen Pause nach Stickenstedt hereingeschneit.

Der jungen Eva Dudde — denn wohin anders konnte es den unnatürlich großen Blumenstrauß mit Doktor Heins führen — fehlte gleichfalls noch die zu einer Braut nötige Reife, und Provisor Dultz warf auch bereits schamlos schmachtende Blicke zu der jungen Rimkhoff. Frau Strohsal war empört. Solange Stickenstedt stand, waren noch nie so viel törichte Freier auf einmal losgelassen worden; aus solch überstürzten Verlöbnissen konnte kein Heil kommen. Beim Pastor Müller war nichts mehr zu tun, aber die anderen konnte man vielleicht noch warnen. Den ahnungslosen und weltfremden Major Dudde über seine Hausdame hinweg; Frau Gudula Rimkhoff unmittelbar.

Frau Strohsal seufzte; es war ihr Amt, anderen Leuten die Augen zu öffnen. Und ungebetener Rat wird meist nicht gern gehört; selten nur wird das Opfer dankbar anerkannt. Der groteske Fall mit Fräulein von Spreckelsen durfte als rühmliche Ausnahme gelten. Von einer Handvoll Unbelehrbaren abgesehen, standen hier alle auf seiten der Warnerin und Hüterin der guten Sitte. Auch hier mußte endlich, um das Ärgernis aus der Welt zu schaffen, zum entschiedenen Angriff übergegangen werden.

Auch Provisor Dultz wußte, was es geschlagen hatte, als er Doktor Heins mit den Blumen in gewisser Scheu dahineilen sah; auch er seufzte. Glücklich, wer den Mut

schon in der Brust gefunden hatte, der ihm noch immer mangelte. Frau Gudula wollte mit ihren Töchterchen hoch hinaus; er war immer noch Provisor. Seine Zaghaftigkeit war verständlich; Apotheken standen heutigestags höher im Preise denn je. Doktor Heins dagegen war ein gemachter Mann. Auch nicht geborener Stickenstedter. Er aber war nicht weit her; der Sprachgebrauch lehrte, was man gegen ihn einwenden konnte: „Nicht weit her!"

Aber wenn Doktor Heins heute das Glück hold war? Der Mensch soll die Vorbilder, nach denen er sich entwickeln kann, da suchen, wo er sie findet. War nicht der ganze Monat, um mit Friedrich Logau zu reden, „ein Kuß, den der Himmel der Erde gab"? Stand nicht im Garten der Kastanienbaum wie ein riesiger Festtagsleuchter? Schnäbelte es nicht in allen weißprangenden Zweigen? War nicht auch der froschgrüne Aschenbecher, der da stumm mahnte, daß man heiraten, aber nicht verzweifeln solle, ein Lockruf?

Wie gesagt, wenn Doktor Heins heute Glück hatte!

Aber Doktor Heins war das Glück nicht günstig. Major Dudde war ausgegangen. Ihm brannte ein Dankbesuch auf der Seele. Schnell abgestattet, doppelt abgestattet. Sein Besuch, mit dem er sich im Spreckelsenschen Stadtgut für seine glückliche Errettung sowie für das gesundheitdienliche, köstliche Bad bedanken wollte, hatte einen doppelten Zweck. Er wünschte, nicht nur die zierliche Bonbonniere Fräulein Herta zu überbringen, ein süßes Angebinde, das in seiner Rechten pendelte, sondern er fühlte auch das herzliche Bedürfnis, der jungen Dame, die neuerdings so unfreundlich im Munde der Leute herumgezerrt wurde, die Versicherung seiner unwandelbaren Freundschaft und Ergebenheit auszusprechen. Die Duddes hatten sich stets ihrer ritterlichen Ader rühmen

dürfen; mehr als einmal hatten sie sich im Laufe der Zeit auf die Seite der Schwachen gestellt. Mochten die Dinge nun liegen, wie sie wollten, mit boshaftem Tuscheln und Zischeln machte man sie nicht besser; er gehörte ganz gewiß zu denjenigen, die sich bis zuletzt hartnäckig gegen das Gerede mit dem Jamaikarum mit Händen und Füßen gewehrt hatten. Wenn es jetzt tatsächlich so und nicht anders war, dann galt es als Ehrensache, über das „Malheurchen" mit schonendem Schweigen hinwegzugehen. Es gibt ja fast in eines jeden Menschen Leben so etwas wie ein Pünktchen Rührmichnichtan. Bei Herta von Spreckelsen wußte man zudem, was sie im stillen durchgemacht hatte; hauptsächlich in der letzten Zeit, und schließlich, es durfte doch nicht vergessen werden, daß noch keines Menschen Auge von allen, die sich hier zum verdammenden Richter aufwarfen, das bedauernswerte Fräulein in dem Zustand gesehen hatte, der dem reichlichen Zuspruch des Likörs zu folgen pflegt. Mochte man reden, was man wollte, hier lag der springende Punkt, daß alle Beweise keine Beweise seien, solange nicht der einzige, untrügliche gegeben war: der Rausch!

Den Nagel hatte der famose Doktor Heins auf den Kopf getroffen. Eine wackere Verteidigungsrede, die er geschwungen hatte! Selbst die Hausdame war still gewesen, und Evchen, sein liebes Mädelchen, hatte das nicht mit glänzenden Augen zugehört? In solchen Augenblicken, wie beim Tee neulich, gewann man einen Einblick in die Seelenart des lieben Nächsten; der Major hielt seitdem große Stücke auf den jungen Arzt.

Viel schneller als sonst kam er vorwärts. Schon tauchten vor ihm die alten Bäume des Spreckelsenschen Parkes auf, als sich von einem Seitenweg her ein livrierter Diener näherte. Major Dudde musterte ihn prüfend. Der

Mann, der einen Blumenstrauß und einen Brief in der Hand hielt, schien von auswärts zu kommen; die Stickenstedter Gesichter kannte man. Dafür hatte er den gleichen Weg wie der Major. Leicht ausschreitend gewann er einen kleinen Vorsprung. Erst als der livrierte Peter Stengbiehl aus Gullengönne die Klingel am Spreckelsenschen Herrenhaus zog, holte der Major ihn wieder ein. Die freundliche Lisbeth öffnete; ihre blonde Haarfülle steckte unter einem weißen Staubtuch. Sie war erhitzt und erklärte, die Herrschaft bedauere unendlich, könne jedoch nicht empfangen; das gnädige Fräulein sei überdies nach Riningshof gefahren.

„Und dann", fügte sie hinzu, „ist alles umgestürzt."

„Nanu!" rief der Major.

„Es ist ja auch schrecklich mit den Motten."

„Mit — mit was, bitte?"

„Sie sind in allen Schränken und Schubfächern, sagt die Frau Generalin. Und so etwas von Gefräßigkeit! In den Strümpfen haben wir sie auch glücklich. Gerade heute morgen hat es die Frau Generalin entdecken müssen. Und sie hält doch so große Stücke darauf. Ich habe Schwefel aus der Apotheke geholt, wir schwefeln alles aus."

„Pech!" sagte der Major, der verstand.

„Schwefel!" sagte Lisbeth, die nicht verstand.

„Also meinethalben Pech und Schwefel!" Anton Dudde lächelte. „Dann nehmen Sie die Schachtel und richten Sie dem gnädigen Fräulein recht schöne Empfehlungen aus."

Peter Stengbiehl gab die Blumen und den Brief ab. Das Tor schloß sich wieder.

Anton Dudde brannte sich eine Zigarette an.

„So, so? Aus Gullengönne also?" sagte er. „Dann be-

stellen Sie, mein Lieber, Herrn von der Liedt mein Kompliment." Er nannte seinen Namen.

Als er dem Diener nachsah, dachte er: „Zwei Seelen und ein Gedanke." Auch Herr von der Liedt hielt es also für angezeigt, Fräulein von Spreckelsen etwas besonders Liebes anzutun; er erinnerte sich einer kurzen Aussprache, die er mit dem Gullengönner bei der Beerdigung des Grafen Thomas Marne gehabt hatte. Das war auch ein Mann, mit dem man sich verstehen konnte. Die beiderseitigen Angebinde, sein süßes mit der ultramarinblauen Seidenschleife, und das duftende, das der Bediente aus Gullengönne gebracht hatte, ergänzten sich harmonisch. Der Brief, den der Diener mit einer gewissen Feierlichkeit in Lisbeths Hände gegeben hatte — das war gewiß eine Einladung. Ein richtiger Gedanke; man mußte Fräulein Herta zerstreuen; niemand brauchte dringender Ablenkung als sie, all ihr Denken kreiste unablässig um den einen, der nun doch wohl, allen Hoffnungen zum Trotz, ein tragisches Ende gefunden hatte. Aus ihrem Besuch in Riningshof ging das klar hervor; die marternde Sorge trieb sie ruhelos dahin. Major Dudde faßte den Entschluß, sie auch einmal zu sich einzuladen. Vielleicht mit Doktor Heins zusammen; der Mann war dazu wie geschaffen, ihr zu gefallen. Er wollte mit seinem Evchen darüber sprechen. Und dann — wer weiß! — bahnte sich vielleicht nach Jahren des Leides und dieser letzten Zeit bittersten Wehs und abscheulicher Anfeindung etwas Prächtiges an. Auf manchem Schloß lebte ein Dornröschen, nichts als der Ritter fehlte, der sich den Zugang durch die stacheligen Hecken bahnte. Nun, er, Anton Dudde, glaubte solch einen Ritter zu kennen.

Er bedauerte ehrlich, daß Doktor Heins ihn nicht angetroffen hatte; die Hausdame erzählte es ihm auf der Treppe.

„Sicher", sagte er, „hat Doktor Heins mit mir über — über eine Dame sprechen wollen."

„Den Eindruck empfingen wir auch," bemerkte die Hausdame mit spitzem Lächeln. „Er brachte wunderschöne Blumen und sah sehr feierlich aus."

„Blumen? Uns? — Wahrscheinlich waren die für jemand anders bestimmt. Er wird nur die andere Dame — genau, wie es mir erging, nicht angetroffen haben. Hat er denn etwas hinterlassen?"

„Er sagte, er hoffe Herrn Major heute noch zu treffen." Die Hausdame lächelte wieder. „Die Jugend hat es heutzutage eilig, und ihm schien etwas dringlich am Herzen zu liegen."

„Das hat mit der Jugend nichts zu tun; mir liegt dasselbe am Herzen. Jedem Ehrenmann muß die Geschichte auf der Seele brennen; jetzt fassen wir die Geschichte mit vereinten Kräften an, rücken den Leuten mal gehörig auf den Pelz ..."

„Aber, Herr Major!" Die Hausdame rang die Hände. Der Major war schon auf halber Höhe der Treppe. „Passen Sie auf! Wir werden der Schlange den Kopf zertreten. Ohne sich vorher verabredet zu haben, haben sich hier die guten Elemente zu einem Bund die Hand gereicht; das Otterngezücht kann sich gratulieren!"

Oben angelangt sagte er seinem Töchterchen Ähnliches. „Wunderschön die Blumen. Nun, sie soll ja auch Schokolade zu schätzen wissen; ihr seid ja nun einmal allesamt kleine Leckermäulchen. Ich vermute, daß die Blumen nicht dir galten; wir werden Fräulein von Spreckelsen mit Doktor Heins zusammen einladen. Wie denkst du darüber, Evchen?"

Eva Dudde war bestürzt; die blanken Tränen schossen ihr in die Augen.

„Gutes Kind!“ sagte der Vater und strich ihr über den Scheitel. „Diese unselige Geschichte muß einen ja zu Tränen rühren. Kein Wort jetzt mehr davon. Heute nachmittag rede ich mit Doktor Heins.“

Die Hausdame fand Evchen in Tränen. Das Kind schluchzte. „Ich verstehe kein Wort. Was hat denn der Vater?“

„Plage dich nicht mit Sorgen,“ tröstete sie die Hausdame. „Er hat gegen Doktor Heins gar nichts. Hier liegt ein Mißverständnis vor, das sich bald aufklären wird.“

Es war nicht das einzige, das seiner Aufklärung wartete.

(Schluß folgt)

Arithmogriph

				1				
			3	2	10			
		4	7	3	5	4		
	6	7	4	4	11	5	5	
1	2	3	4	5	6	7	8	9
	4	5	3	6	10	5	9	
		9	2	7	1	5		
			10	8	8			
				9				

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die wagrechten Reihen bezeichnen dann von oben nach unten: Mitlaut, Schweizer Kanton, Telefunkenstation, Havelsee, Wald bei Berlin, Kreisstadt am Rhein mit Fürstenschloß, Nebenfluß der Netze, Nebenfluß des Rheins, Mitlaut. Die senkrechte Mittelreihe lautet wie die wagrechte Mittelreihe.

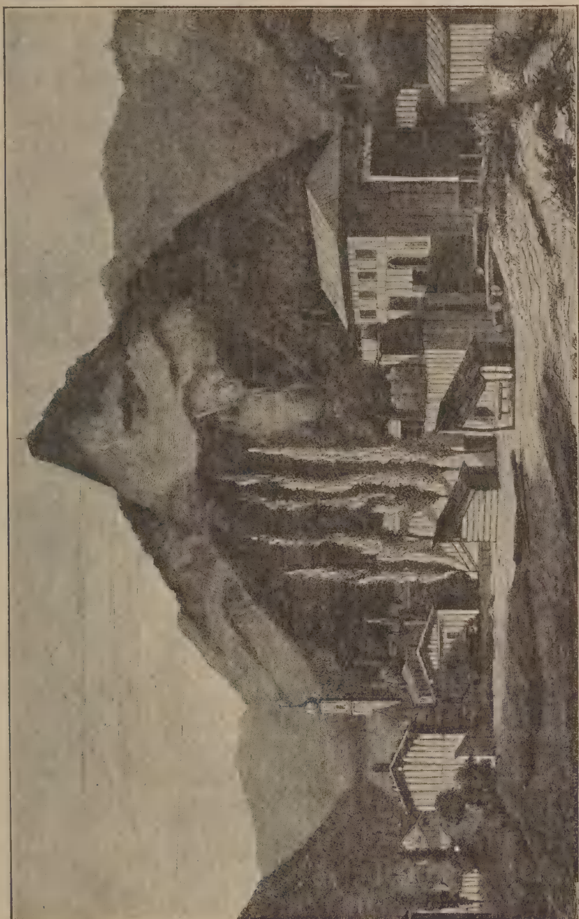
J. Leopold Schiener.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Oberammergau
und sein Passionsspiel einst und jetzt

Von Andreas Ebener / Mit 11 Bildern

Oberammergau liegt in einem bayrischen Hochtal, fast neunhundert Meter über dem Meer, an den Ausläufern des Ammergebirges. Wandert man von Ettal nach Ammergau, so erblickt man eine zerklüftete Felswand, den Kofel, einen eigenartig gestalteten Bergkegel, der dem Landschaftsbilde sein besonderes Gepräge gibt. Eine mächtige Bergwand mit ihren Hängen bietet den natürlichen Hintergrund der Passionsbühne. Zu Füßen einer der Kuppen lag einst ein römisches Kastell, denn durch diese Gegend führte eine Straße, die über die Alpen herausging. In späteren Jahrhunderten vollzog sich auf dieser Straße der Verkehr zwischen Italien, vor allem Venedig, und den deutschen Landen; dem Handel verdankte das Dorf Oberammergau als Umschlagplatz seine Wohlhabenheit in vergangenen Zeiten. Von starken Saumpferden gezogene, hochbeladene Wagen fuhren durch dieses Tal, und seine Bewohner, die Rottfuhrmänner, wurden mit mancherlei Privilegien bedacht. In einer Urkunde von 1332 wurde den „bescheidenen Leuthen, den Burgern und der Paurschaft zu Ammergau" zugesichert, daß alle Kaufmannswaren, die da durchgehen, daselbst niedergelegt werden sollen. So hatten sie dort von dem überaus regen Handel ihren Vorteil. Ja, im fünfzehnten Jahrhundert suchte man in den Bergen eifrig nach Gold und Silber, wenn auch ohne Erfolg. Mit der Wandlung im Verkehr, der durch die



Ansicht von Oberammergau mit dem Passionsspielhaus im Jahre 1850.
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

Schiffahrt vor sich ging, teilte diese Gegend das Schicksal der ehemals großen Handelstädte im Süden Deutschlands: der Erwerb ging zurück. Andere Wege zur Er-

haltung des Lebens mußten gesucht werden, denn die Natur allein bot nicht genug zur Existenz. Frühzeitig übten die Bewohner dieses Tales, das immer mehr in abseitige Stille versank, die Holzschnitzerei, ein Erwerbszweig, der den Leuten eine eigenartige Stellung unter den Stammesgenossen verschaffte und heute noch betrieben wird.

Als in den ersten Jahrzehnten nach 1500 der gelehrte Schwabe Andreas Althammer seine Geschichte Ettals schrieb, bezeichnete er die Ammergauer nicht mehr als durchschnittliche Handwerker; er nennt sie „in ganz Deutschland hochberühmte Bildschnitzer". Und wer hätte nicht von den „Herrgottschnitzern" von Oberammergau gehört? Zu Althammers Zeit gab es dort geschickte Leute, die das Kunststück fertigbrachten, die ganze Passion Christi auf einem Nußkern darzustellen. Aber es gibt auch klangvolle Namen bewährter und vielseitiger Künstler, die aus dem Ammergau stammten. Nach dem Rückgang des Verkehrs blieb bei den Leuten im dortigen Gau noch genügend von dem einstigen Handelsgeist lebendig; sie durchwanderten mit Kraxen auf dem Rücken, die ihre Holzschnitzereien enthielten, einen großen Teil der Welt. So durften sie noch im Jahre 1770 von sich behaupten, daß bei ihrer Passion Männer mitspielten, die halb oder ganz Europa durchreist hätten. Allmählich ging der Vertrieb ihrer Schnitzwerke an sogenannte „Verleger" über, die im achtzehnten Jahrhundert Verbindungen mit Rußland, Dänemark, Italien, Spanien und Südamerika unterhielten. Fanden sich unter den Erzeugnissen heimischer Schnitzkunst auch allerlei Nippsachen und Luxusgegenstände, so waren es doch meist die Gestalten von Heiligen und Kruzifixe, die von dort aus ihren Weg in die fernsten Länder fanden. Von den Handelspionieren



Die äußere Ansicht des Oberammergauer Passionstheaters im Jahre 1890.
Holzschnitt nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

Oberammergaus blieben im achtzehnten Jahrhundert manche fünf, sieben und neun Jahre in der Fremde, und viele kehrten erst wieder heim, wenn die „Passion“ gespielt wurde.

Das Leben der Leute, die im Ort blieben, verlief meist

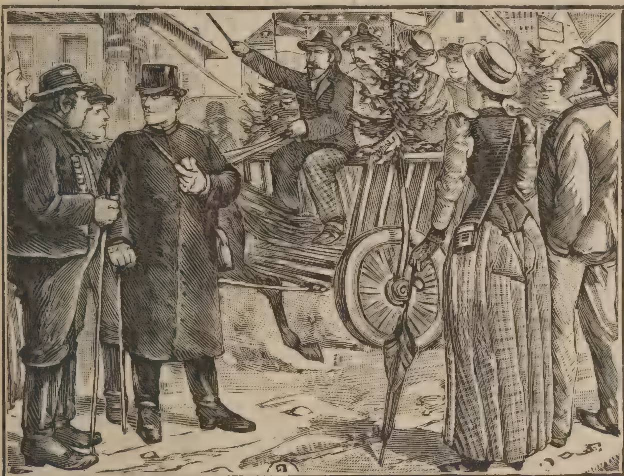


Partie von der alten und neuen Straße über den Ettaler Berg.

Holzschnitt nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus dem Jahre 1890.

still und beschaulich, und es mußte sich allmählich ein eigenartiges Wesen herausbilden. Und so unterscheiden sich denn auch die Oberammergauer auffallend von anderen Bewohnern unserer Hochtäler; sie sind ein eigener „Schlag“ geworden, Menschen, die man nicht ohne weiteres als Bauern bezeichnen kann. Äußerlich mehr schlank und zierlich, sind sie keine hünenhaften Kraft-

gestalten, wie die Isarwinkler oder Jachenauer, die bei Sturm und Schnee wetterharte Holzknechte und halbe Waldmenschen geworden sind. Die stille, friedliche Arbeit an der Schnitzbank, die nachdenklich stimmende Tätigkeit, künstlerischem Empfinden in ihren holzgeschnitz-



Straßenbild in Oberammergau zur Festspielzeit aus dem Jahre 1890.

ten Gestalten Ausdruck zu verleihen, ist nicht ohne Wirkung auf diese Menschen geblieben, die weniger mit den Naturgewalten ringen als andere Stämme, die in den Tälern der Hochgebirge ihre trotzige, klobige Kraft im Kampf der Elemente üben und stählen. Wieviel dabei auf fremde Blutmischung zurückzuführen ist, soll hier nicht berührt werden; obwohl Spuren davon unverkennbar sind, bot die Lebensweise allein genug Anlaß zur Veränderung ihres Wesens. Im Ammergau findet man auch Schwabenart, wenn auch nicht in ausgesprochen

typischer Form; in der Sprache bemerkt der Fremde ein eigenes Gemisch bayrischer und alemannischer Laute. Wer also die Oberammergauer als Bauern ansieht, irrt sich. Sie sind aus frühen Tagen ein wunderliches Gemisch von handelsgewandten und künstlerisch tätigen Menschen, ein äußerlich sofort von den sonstigen Bauern der Nachbargebiete auffällig unterschiedener Typus. Und die beiden Elemente sind es denn auch, die ihrem Passionsspiel, das heuer wieder aufgeführt wird, ihre Sonderart verleihen. Als Goethe im Jahre 1830 eine ausführliche Schilderung der damals gespielten Passion wünschte, schrieb er: „Für dergleichen ist das südliche Deutschland fruchtbarer als das nördliche; es gehört eine mittlere Unschuld dazu, wenn dergleichen hervortreten soll."

Man darf noch hinzufügen: „und eine alte, mit einiger Treue bewahrte Überlieferung"; und die blieb denn auch trotz verschiedener Wandlungen wohl erhalten. Es ist mit Recht behauptet worden: „Wenn auch manches in Oberammergau auf Rechnung und Gewinn gestellt sein mag, den der Fremdenbesuch mit sich bringt, so ist doch der größte Teil die Freude und ein gewisser Stolz, ihren Heimatsort und die Leistungen seiner Bewohner anerkannt und ausgezeichnet zu sehen." Als bekräftigender Zug bewußten Sonderwesens möge erwähnt sein, daß nur Einheimische berechtigt sind, beim Spiel der Passion mitzuwirken; wer in die Gemeinde einheiratet, wird nicht zugelassen.

Um 1633 gab es im Reiche viel Jammer und Not; Hungerzeiten und Seuchenjahre standen in engstem Zusammenhang. Damals faßte man vielerlei krankhafte Zustände unter dem Wort Pest zusammen. Und ein ansteckender Stoff bedrohte ganz Oberbayern und auch die Ammergauer Gegend mit dem gefürchteten Übel. In



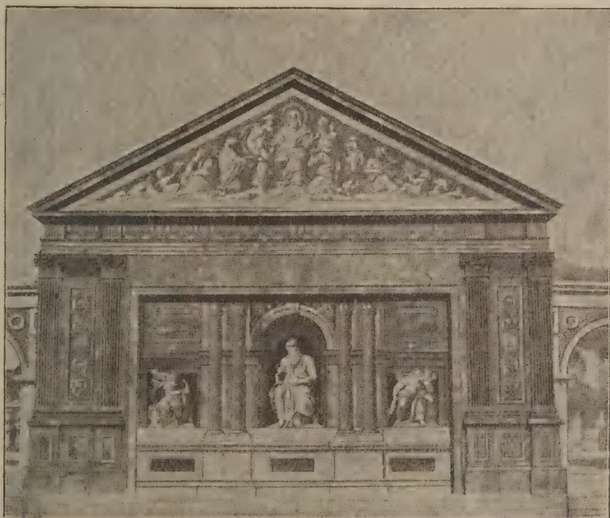
Passionstheater.

Oberammergau mit dem Kofel.

Partenkirchen, Eschenlohe und Kohlgrub litten die Menschen schwer unter dieser Pestilenz; in Kohlgrub starben bis auf ein Ehepaar alle Einwohner. In Oberammergau stellte man Wachen aus, ließ den Durchreisenden Essen und Trinken vor das Dorf hinaustragen, um sich vor Einschleppung zu sichern, und doch brachte ein Mann, der heimlich über den Berg gekommen war, um Weib und Kind zu besuchen, diese „Sucht" in das Dorf. Nach seinem bald erfolgten Tod wurden innerhalb drei Wochen vierundachtzig Menschen dahingerafft. In dieser Not kamen die Gemeindeausschüsse und die Ortsansässigen zu dem Entschluß, ein Gelübde zu leisten: Alle zehn Jahre sollte die „Passions-Tragedi zu Ehren des bitteren Leyden und Sterbens Jesu Christi" gehalten werden. Zum erstenmal wurde in Oberammergau die Passion 1634 aufgeführt.

Weder das Gelöbnis noch die Form, in der es seine Erfüllung finden sollte, sind für jene Zeit ungewöhnlich. Der Brauch, fromme Spiele als Buße oder zur Versöhnung Gottes aufzuführen, war alt. Es ist vergessen, daß einst alle dramatische Kunst aus religiösen Motiven hervorging. Für das Christentum sei nur an die vielen dramatischen Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament erinnert, die im Mittelalter in der Kirche ihre Stätte fanden. Im neunten Jahrhundert spielte man am Freisinger Domberg an Weihnachten ein Stück: „Herodes und die Magier." Drei Jahrhunderte später gab man Weihnachts- und Passionsspiele; in Tegernsee wurde um die gleiche Zeit das gewaltige Spiel vom Antichrist aufgeführt. Im Jahre 1322 wurde in Eisenach von Mönchen und Schülern das Spiel „Von den klugen und thörichten Jungfrauen" gegeben. Landgraf Friedrich ward davon im Innersten so erregt und erschüttert, daß er in Tief-

sinn und grüblerische Zweifel versank, als er sah, wie selbst die Fürbitte Marias ohne wahre Reue des Sünders nicht hinreicht, den Himmel zu versöhnen. Nicht nur die Kirche, auch das Volk wollte seine Mysterienspiele haben. Als dann die Zeit kam, da die Kirche sich



Der mittlere Teil der Passionstheaterbühne.

davon lossagte, und sie nicht mehr dulden wollte, pflegte sie das Volk trotzdem weiter.

Die erste Stätte fand das Oberammergauer Passionsspiel von 1634 auf dem Friedhof, an der Nordseite der Kirche. Ob andere Spiele vorausgegangen waren, ist unbekannt, aber nicht unmöglich; vom ersten Text ist nichts mehr vorhanden. Die älteste Form stammt von 1622; nach den Schlußworten ist der Wortlaut damals „wiederum" erneuert worden. Umformungen wurden

auch später noch vorgenommen, die weitestgehende um 1750, doch erhielt sich die Form, die zuletzt 1860 der 1799 geborene Oberammergauer Pfarrer Daisenberger, Altes und Neues verschmelzend, dem Spiel gegeben hatte, mit geringen Änderungen bis heute. Die Passionsmusik hat der Oberammergauer Lehrer Dedler geschaffen.

Mit Recht ist behauptet worden, der Hang zu dramatischen Darstellungen in Altbayerns Bewohnern sei uralt und unverwüstlich. Noch in unserer Zeit haben sich Schlierseer Bauern als wandernde Theatergruppe einen gewissen Ruf geschaffen. Im achtzehnten Jahrhundert ging es bei den Aufführungen geistlicher Komödien nicht immer besonders sittsam zu, so daß man 1745 in München „solch verdächtigen spielen" entgegentrat. Zwei Jahre später wurden die Weihnachtskomödien verboten. Gegen die Passionstragödien rückte man 1762 von München aus ins Feld, und am 31. März 1770 kam es zu einem völligen Landesverbot, wonach die „Passionstragödien gänzlich abzuschaffen und selbe weder in den Fasten, am mindesten aber in der Charwoche zu geduldeden" seien.

Das Oberammergauer Spiel war trotz der abseitigen Ortslage stark besucht worden; so zählte man seit 1740 von Jahrzehnt zu Jahrzehnt jeweils elf- bis zwölftausend Besucher. Da läßt sich ermessen, wie unerwünscht die Oberammergauer das Landesverbot traf, und sie setzten denn auch alles daran, ihre Passion zu retten. Zustatten kam ihnen bei ihrer Eingabe vom Jahre 1770, daß sie ihr Spiel im Juni, zur Pfingstzeit, aufführten. Dann erwähnten sie aber auch unverhüllt den materiellen Schaden, der die Gemeinde durch das Verbot beträfe. Zum Druck von viertausend Passionstexten, der Reparatur von Kostümen und Holz zur



Christus vor Herodes.

Bühne wären „bey 200 Gulden" aufgewandt worden. In München stützte man sich auf die Verordnung und wies die Bittsteller ab, die sich nun an den Kurfürsten



Vom Passionsspiel 1900. Christi Abschied von Maria.
Darsteller: Anton Lang und Anna Flunger.

Max Joseph III. wandten. Die Oberammergauer beriefen sich auf ihr altes Gelübde, aber sie führten auch an, daß in dieser „nicht in der Kürche, sondern auf freyem öffentlichem Platz vor dem Pfarr- und Freydhof aufgeführten Tragödie keine lächerlich, kündisch

und abgeschmackte Evolutionen oder Personagen, vnd zwar um so minder zu sehen, als die Haupt- und vast alle Persohnen lautter solche Männer vertreten, welche



Christus begegnet seiner Mutter auf dem Weg nach Golgatha.

halb oder ganz Europa ausgereiset sind, mithin wohl zu unterscheiden wissen, was an andern Orten für einfältig und verwerflich gehalten wird, und was bey einer so heyligen Vorstellung gangbar ist". Sie hoben hervor, daß ihre Passion so berühmt geworden sei, daß viele Be-

sucher dreißig und noch mehr Meilen weit aus dem Reich herbeikämen, und zwar nicht nur „einfältige Burger und Paurs-Leuthe", sondern auch Personen von hohem Stande und gelehrte Männer. Sodann wird noch erwähnt, daß viele Oberammergauer mit Hintansetzung ihrer Handelsgeschäfte in Rußland, Holland, England, Polen, Italien und Spanien des Passionsspieles halber daheimgeblieben seien. Zuletzt baten sie, wegen der „aufgewendeten vielen Unkosten" nur noch einmal die Passion aufführen zu dürfen. Es blieb beim Verbot.

Als der Kurfürst Karl Theodor 1778 zur Regierung kam, wurden die Verordnungen gegen die geistlichen Spiele weniger streng gehandhabt, und so drang ein wiederholtes Gesuch erfolgreich durch. Da änderte sich 1801 die Lage abermals, die Verordnungen gegen die Passionsspiele wurden erneuert und verschärft, und alle Privilegien als erloschen erklärt. Wieder reiste eine Oberammergauer Deputation mit ihrem Sprecher Georg Lang nach München, und König Max Joseph erteilte zu dem „an und für sich unschuldigen" Spiel, das mehr als ein „Volksfest" anzusehen sei, die langersehnte und beharrlich verfolgte Erlaubnis. Seitdem sind die Passionsspiele nur durch Kriege unterbrochen worden; das geschah 1870 und 1920. Im Jahre 1820 erstand auf dem jetzigen Platz eine im Empirestil gehaltene Bühne, die 1830 weiter ausgebaut und 1840 abermals einem Stilwechsel unterzogen wurde. War früher nur ein Teil des Zuschauerraumes gegen Wetterunbilden geschützt, so erhielt er 1870 einen Hallenüberbau in Eisenkonstruktion, um zehn Jahre später nochmals vergrößert zu werden.

Seit dem Bestehen des Bahnverkehrs steigerte sich der Besuch des Passionsspieles von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erlangte

das Spiel in Oberammergau Weltruf, zu dem schon früh auch das Urteil berühmter Schauspieler, die sich über die Kunst der Ammergauer äußerten, beigetragen hatte. Man muß aber nicht denken, daß alle einheimischen Dar-



Der Christusdarsteller Anton Lang in seiner Töpferwerkstatt.

steller von Rollen Schauspieler im Sinne des Theaters sind. Die Ortsbewohner sind von Jugend an irgendwie am Spiel beteiligt, und jeder hat im Laufe seines Lebens Anwartschaft auf größere Rollen. Im Dorfe wird denn auch zu allen Zeiten fleißig geübt und gespielt, und zwar nicht nur die Passion. So fehlt es denn auch nie an

geeignetem Nachwuchs. Die Ammergauer sind aber auch als Darsteller ihrer Rollen ein eigener Schlag; sie spielen schlicht und natürlich, aber nicht etwa im übeln Sinne naturalistisch. Trotzdem ist es falsch, wenn behauptet wird, alles sei naiv und bäuerlich einfach. Eduard Devrient, der große Schauspieler, wußte recht gut, was er sagte, als er in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seiner Geschichte der Schauspielkunst behauptete, was in Oberammergau geboten würde, sei Kunst. Devrient fand in dem entlegenen Gebirgsdorf ein Schauspiel, eine Art des dramatischen Könnens, das ihm neu und überraschend war. Er wußte aber auch, worauf die Wirkung beruhte: Es sei leichter, die altbekannten Gestalten der Bibel lebendig darzustellen, als unbekannte Menschen, von deren Größe und Seelenadel der Schauspieler in jedem Augenblick die Zuschauer erst überzeugen müsse. Die biblischen Gestalten würden mit einer gewissen Überzeugung angesehen, man fordere keine neue Überzeugung vom Darsteller, sondern vor allem die sinnlich lebendige Erscheinung, auf die man den eigenen Glauben übertragen könne.

Hier ist klar ausgesprochen, worin der offenbar starke Eindruck der Passion der Oberammergauer im wesentlichen beruht. Es wird aber auch klar, daß diese Kunst mit der des Theaters wenig gemein haben kann und — braucht. So ist es begreiflich, daß ein anderer großer Schauspieler, Ernst Possart, gesagt hat, tüchtige Berufskünstler würden weniger überzeugend wirken. Neuere Theaterereignisse haben bei der Aufführung kirchlicher Mysterienspiele diese Auffassung bestätigt.

Die Leute in dem stillen Gebirgsdorf leben in ihren Gestalten, die sie dann am besten spielen, wenn in ihrer Natur ein wenn auch nur geringer verwandter Zug vor-



Cop. F. Bruckmann, A.-G., München.

Das Abendmahl aus dem Passionsspiel 1922.

handen ist. Wichtig ist deshalb die Verteilung der Rollen, die nur bei sicherem Blick den rechten Darstellern zugewiesen werden können. Gestalten, die zur Verkörperung besondere Gaben verlangen, können nicht von jedem gut gegeben werden. Sie werden deshalb auch meist lange Jahrzehnte hindurch von einzelnen gespielt. So ist diesmal wieder der Hafnermeister Anton Lang der Christusdarsteller, der diese Gestalt 1890 zum ersten Male verkörperte.

Wer in Oberammergau Wirkungen erwartet, wie sie die Bühnen der Städte bieten, wird enttäuscht sein. Das ist aber ein Lob für die Spieler der Passion. Verlieren sie diese Art zu wirken, dann sind sie eben nicht mehr, was sie waren. Im besten Falle wären sie ein Mittelding zwischen Liebhabern und Berufschauspielern, und das könnte doch nur bei den größeren Gestalten des Spieles möglich werden. Die Masse der übrigen Mitwirkenden wird aber immer das Ihre dazu beitragen, daß dies nicht geschieht. So wird der große Eindruck wohl noch lange erhalten bleiben. Die Oberammergauer Passion mit „Glanzrollen" dürfte unmöglich sein. Käme es aber je so weit, dann wäre der Eindruck dieses Spiels unwiederbringlich dahin. Theaterwesen im Sinne der Bühne ist der größte Feind der Oberammergauer Passion, die sich dem Wesen nach aus alter Zeit bis in unsere Tage erhalten hat und immer wieder Tausende anziehen wird.

Allerlei Gestalten auf unserem nächsten Planeten

Von Johannes Kampe / Mit 6 Bildern

Verlag der Treptow-Sternwarte, Berlin-Treptow

Der Mond schneidet ein saures Gesicht", oder „er lächelt den Verliebten freundlich zu", sind bekannte Redensarten, und es gehört gar nicht viel Phantasie dazu, auf der volleuchtenden Scheibe unseres Erdtrabanten ein Gesicht zu erblicken. Unter gewissen Verhältnissen kann man vom Mond sogar eine photographische Aufnahme herstellen, auf der sich Augen, Nase und Mund recht gut erkennen lassen. Diese dunklen Flecken sind die Meere und Ebenen des Planeten, die aber nicht zu allen Zeiten einen völlig gleichen Anblick bieten. Dazu kommt noch, daß der Mond nicht allen Bewohnern der Erde in derselben Weise erscheint; je nach den Breitengraden zeigt sich die Stellung und die Lage der Flecken anders. Unsere erste Abbildung gibt das „Gesicht" des Mondes so wieder, wie es in unseren Gegenden wahrgenommen wird. Ganz anders ist der Anblick in den Südseeinseln; dort glauben die Eingeborenen im Mond die Scheren eines Krebses zu er-

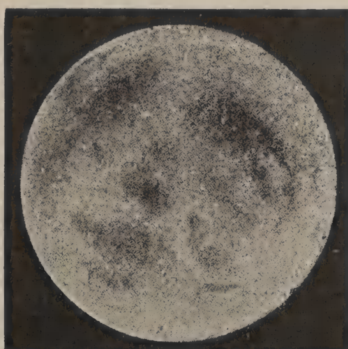


Abb. 1. Das „Gesicht" im Mond.

blicken, wozu die veränderte Lage der Flecken den Anlaß bot (Abb. 2). In den Ländern der südlichen Halbkugel der Erde erscheinen die dunklen Flächen in einem anderen Zusammenhang, der sich mit einiger Einbildungskraft zum Bilde eines aufrechtsitzenden Hasen ergänzen läßt (Abb. 3). Von uns aus gesehen verbinden sich die gleichen Flächen wohl auch zur Gestalt eines Hasen, der jedoch nicht sitzend, sondern auf dem Rücken liegend gesehen wird. Die Ureinwohner Mexikos, die Azteken, erblicken in den Flecken gleichfalls einen Hasen. Viele Indianerstämme, so die Dakota, erzählen von einer Kröte, die im Mond lebe, eine Auffassung, die sich ebenso in China findet, wo sich übrigens auch der Hase im Mond aufhält. Verschiedene Geschichten, die von Hasen im Monde handeln, sind in Indien verbreitet.

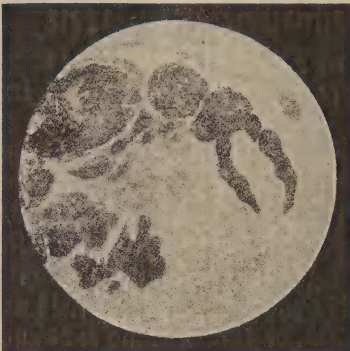


Abb. 2. Die „Krebsschere" im Mond.

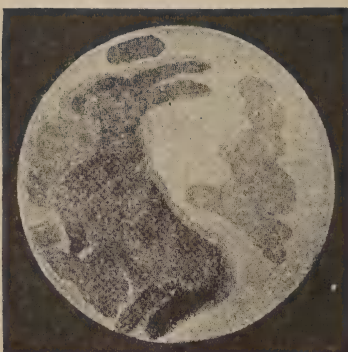


Abb. 3. Der „Hase" im Mond.

Nach einer Sage der Namahottentotten sind die

Mondflecken dadurch entstanden, daß ein Hase dem Monde das Antlitz zerkratzte. Wie R. Hassencamp erzählt, hatte der Mond einst ein Insekt an die Menschen mit folgender Botschaft gesandt: „Wie ich, der Mond, sterbe und sterbend lebe, so sollt auch ihr sterben und sterbend leben!“ Der Hase begegnete dem Insekt und sagte, da er ein besserer Läufer sei, wolle er die Botschaft ausrichten. Er lief eilig davon, und als er den Menschen antraf, sprach er: „Ich bin vom Monde ausgesandt, euch zu melden: ‚Wie er stirbt und sterbend umkommt, so sollt auch ihr sterben und völlig zugrunde gehen!‘“ Dann eilte er zurück und erzählte dem Mond, was er an die Menschen ausgerichtet habe. Der Mond war zornig, weil der Hase eine falsche Nachricht überbracht hatte, ergriff ein Stück Holz und traf damit die Nase des falschen Boten. Von der Stunde an ist die Nase des Hasen gespalten. Erbost über diese Behandlung, erhob das Tier seine Pfote und zerkratzte dem Mond sein Angesicht. Seitdem sind die dunklen Flecken auf der Oberfläche des Mondes zu sehen.

Die Ureinwohner Ceylons sehen im Mond einen Hasen; sie verlangten von neueren Forschungsreisenden, durch ein Fernrohr schauen zu dürfen, um die Gestalt genauer zu betrachten.

Auch nach mongolischer Überlieferung haust im Mond ein Hase. Nach einer Sage hat sich Bokdo Sakyamuni, der den Himmel in seiner Gewalt hat, einst in einen Hasen verwandelt, um einem ermatteten Pilger zur Speise zu dienen; zur Erinnerung daran setzte Churmusta die Gestalt eines Hasen in den Mond. Wie dieses Geschöpf dorthin kam, darüber erzählen auf Ceylon die Buddhisten folgendes: Als Buddha auf Erden als Bettler weilte, verlief er sich eines Tages im Wald. Lange war

er umhergeirrt, als ihm ein Hase begegnete, der sich als Wegweiser anbot und den frommen Mann aus der Wildnis geleitete. Da sprach Buddha: „Ich bin arm und hungrig und vermag deine Gefälligkeit nicht zu belohnen."

„Bist du hungrig," sagte der Hase, „so zünde ein Feuer an, töte mich, brate und iß mich." Buddha machte Feuer, und sogleich sprang der Hase, um sein Versprechen zu erfüllen, in die lodernden Flammen. Buddha, durch solche Opferwilligkeit gerührt, entriß kraft seiner göttlichen Macht den Hasen dem Feuer und erhob ihn an den Himmel; seitdem ist im Mond immer ein Hase zu sehen.

Auch menschliche Gestalten erblickt man in den Flecken. Eine altnordische, in der jüngeren Edda überlieferte Sage lautet: Mani, der Mond, sah einst auf der Erde zwei Kinder, die Wasser aus einem Brunnen schöpften, um es in einem an einer Stange hängenden Eimer fortzutragen; da entführte er sie und nahm sie zu sich in den Mond. Nun gehen sie noch immer mit der Stange auf den Schultern, woran der Eimer hängt, hinter Mani her. Daß unter diesen wassertragenden Kindern Mondflecken zu verstehen sind, geht daraus hervor, daß man in Schweden beim Landvolk noch heute die Gestalten von zwei wassertragenden Kindern im Mond zu erblicken glaubt.

Bei den Wotjaken hat Heinrich von Wlislocki folgende Sage gehört: Hast du je bei schönem Wetter den Menschen mit der Wassereimerstange im Mond gesehen? — Darüber berichten unsere Alten also: Einst starb die Mutter einer Maid, und ihr Vater nahm sich eine neue Frau. Von dieser Stiefmutter mußte die arme Maid gar viel leiden. Einmal, zur Zeit des Eis- und Urnistonfestes (Weihnachten und Heilige drei Könige), schickte die Stiefmutter die Maid zeitig in der Frühe zum Teich um

Wasser. Auf dem Wege dachte die Maid über ihr Schicksal nach und begann zu weinen. Sie sprach: „Anstatt ich so dulden muß, lieber soll ich zugrunde gehen!" Sie ging zum Teich und sprang in ein Loch der Eisdecke hinein. Aber das Wasser wollte sie nicht aufnehmen. Die Maid in ihrer Qual flehte: „O mein glänzender, weißer Mond dort oben, siehst du vielleicht meine Qual; selbst das Wasser will mich nicht aufnehmen!" Der Mond sprach: „Ich sehe dein Leid!" Er hob lautlos die Maid samt der Wassereimerstange zu sich empor. Seit dieser Zeit sieht man die Maid mit der Stange im Mond.



Abb. 4. Die „lesende Jungfrau" im Mond.

Nach einer ungarischen Sage befindet sich im Mond eine Spinnerin. Eine alte Mutter hatte ihr Töchterchen gemahnt, aus der Spinnstube zeitig vom Tanz heimzukehren. Das Mädchen aber tanzte zuletzt mit anderen Paaren sogar auf dem Friedhof weiter. Da kam die alte Mutter gelaufen und fluchte: „Ich wollte, du säßest für ewig im Mond!" Kaum war der böse Wunsch ausgesprochen, da fiel die Mutter um und war tot; die Tochter aber flog samt ihrem Spinnrädchen zum Mond empor, wo sie noch zu sehen ist.

Daß die Flecken im Mond als weibliche Gestalt einer Spinnerin gedeutet werden, ist eine weitverbreitete Auffassung. Bei uns wird erzählt, ein junges Mädchen, das

im Mondschein gesponnen habe, sei vom Mond hinaufgezogen worden; dort oben sitzt sie nun mit ihrer Spindel und spinnt, und die Herbstfäden, die wir Altweibersommer nennen, sind ihr Gespinst. Nach einer märkischen Sage ist ein Mädchen deshalb samt ihrer Spindel in den Mond geholt worden, weil es am geheiligten Sonntag gesponnen hat. Dort soll es bleiben bis zum Jüngsten Tag.

Die Eingeborenen auf Sumatra glauben, im Mond wohne ein Mann, der beständig spinne; allmählich aber kämen Ratten, die sein Gespinst zernagen, und so müsse er seine Arbeit immer wieder anfangen. Bei slawischen Völkern findet sich die Sage von einem Mann, der im Mond Dung ausbreitet; es wird von einem Menschen erzählt, der während des Schlafes nach dem Mond kam und dort das Treiben jenes „riesengroßen Mannes" mit Staunen beobachtete.

Alle diese Geschichten erscheinen recht wunderlich und geradezu unbegreiflich, und doch liegt allen ein Gedanke zugrunde, der allerdings nur in Breitengraden entstehen konnte, wo den Menschen der Mond als „belebendes" und das Wachstum der Pflanzen förderndes Gestirn galt. Das trifft nun für nordische Länder durchaus nicht zu, und man darf wohl annehmen, daß diese Idee aus tropischen oder subtropischen Gebieten stammt und von Bewohnern anderer Himmelsstriche übernommen worden ist. In den am Euphrat und Tigris gelegenen Ländern des alten Orients, bei Babyloniern und Assyrern, war der Mond Vegetationsgott, der „Mutterleib, der alles gebiert". Von ihm wird gesagt: „Wenn deine Macht sich auf Erden niederläßt, entsteht das Grüne." Grün ist deshalb seine Symbolfarbe. Die Fahne des Islams zeigt den Halbmond auf grünem Grund. In Ländern, die des

Regens Monate hindurch entbehren, sehnt man sich begreiflicherweise nach nächtlichem Tau; deshalb glaubt man dort, vom Mond, dem nächtlichen Gestirn, sei das Wachstum abhängig. Daß der Mond den Tau nicht hervorzurufen vermag, spielte für das Denken der Menschen jener Zeit keine Rolle. Alles, was bei uns vom Mond und seinem vermeintlichen Einfluß auf die Witterung und das Gedeihen der Pflanzen fälschlich gefaselt wird, stammt im wesentlichen aus fernen Gegenden und ist deshalb für unsere Breitengrade sinnlos. Um solche nicht aus Griechenland stammenden Anschauungen verständlich zu machen, schrieb Plutarch im ersten Jahrhundert nach Christus: „Der Mond hat ein befruchtendes und anfeuchtendes Licht, das sowohl das Gedeihen der Tiere als das Wachstum der Pflanzen befördert; die Sonne hingegen hat die Eigenschaft, mit ihrem Feuer Kräuter und Pflanzen zu versengen und einen großen Teil der Erde unbewohnbar zu machen ... Die Wirkungen des Mondes sind weisen, vernünftigen Handlungen ähnlich, aber die Wirkungen der Sonne demjenigen, was durch Macht und Gewalt ausgeführt wird."

Die Ägypter glaubten, das Anwachsen des für das Gedeihen der Vegetation so wichtigen Nils stünde mit dem Wechsel des Mondlichtes in Zusammenhang. Wir wissen, daß davon keine Rede ist. Was Plutarch sagt, läßt deutlich genug erkennen, daß es sich um die lästigen und gefürchteten Wirkungen der subtropischen Sonnenglut handelt, zu der er den Mond als wohltätig in Gegensatz stellt. Heute noch atmet man in südlichen und noch mehr in tropischen Ländern auf, wenn es Nacht wird und der Mond, der „Vater des Taues", am Himmel erscheint. Nun wird es verständlich, warum man im Mond wassertragende Kinder oder Mädchen erblickt; sie gehören

zu ihm, als dem Spender der Feuchtigkeit, des Taues und des Regens. Die alten Kulturvölker besaßen eine Theorie, wonach der Mond das „süße Wasser" der Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme an sich zog, um es wieder auf die Erde zu senden, damit dort alles wachse und gedeihe. Sie glaubten, die Sonne zöge dagegen nur das „salzige Meerwasser" an. Wenn also in der Sage wassertragende Kinder oder Mädchen zum Mond emporgehoben werden, so ist dies ein Bild für meteorologische Vorgänge, die sich die alten Völker auf die bezeichnete Art zu erklären versuchten. Nicht nur bei den Babyloniern der Euphrat- und Tigrisländer fand sich diese Auffassung, sie war in China und auch unter den Azteken Mexikos heimisch, bei denen gleichfalls der Mond als Tau und Regen bringend und so das Pflanzenwachstum fördernd gedacht war. Frosch und Kröte als „Geschöpfe des feuchten Elements" galten als zum Mond gehörig; deshalb erblickte man auch ihre Gestalt in den Mondflecken. Bei den alten Mexikanern hieß der Frosch „Sohn des Regengottes".

Wie aber kommt der Hase in den Mond? Auch hier zielt der Grundgedanke auf „Fruchtbarkeit". Ostern ist ohne Eier und den Hasen nicht denkbar; Hase und Ei sind alte Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Weshalb glauben nun so viele Völker, die räumlich so weit voneinander entfernt sind und in jeweils anderen klimatischen Verhältnissen leben, den Hasen und die Kröte in den Mondflecken zu sehen? Der Grundgedanke wanderte von einem Gebiete mit den Völkern über die Erde, und man hielt auch dort daran fest, wo die klimatischen Verhältnisse anders waren.

Was aber soll die Spinnerin und der webende Mann im Monde bedeuten? Auch dieser Zug weist auf den Mond

als Lebensmacht. Mächtige weibliche Göttinnen, wie die Holda, treten als Spinnerinnen auf; sie sind „Weltenweberinnen", die, unter heiligen Bäumen sitzend, an einem Gewebe schaffen, das niemals fertig wird, das aufgetrennt und wieder begonnen werden muß; es ist die „Welt" im Sinnbild, an der sie schöpferisch „wirken". Im Faust heißt es noch: „Wir sitzen am sausenden Webstuhl der Zeit und wirken der Gottheit lebendiges Kleid." Der Mond als Vegetationsförderer erneuert das „Kleid der Erde", die Pflanzen, Sträucher und Bäume gedeihen durch ihn. Deshalb sitzt auch die Spinnerin im Mond. In Märchen wird auch manchmal von Kröten erzählt, daß sie feines Garn spinnen könnten; hier tritt als Symbol ein Tier an Stelle einer lebenschaffenden Göttin. Nun wird auch verständlich, weshalb ein riesenhafter Mann im Mond Dung ausbreitet; auch er vertritt den Gedanken der Fruchtbarkeit, der für die alten Völker mit dem Mond verbunden war.

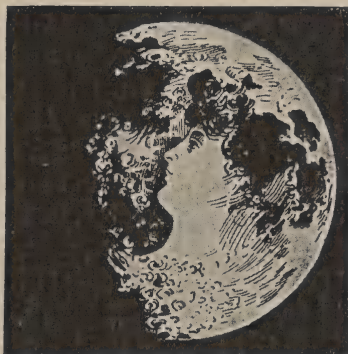


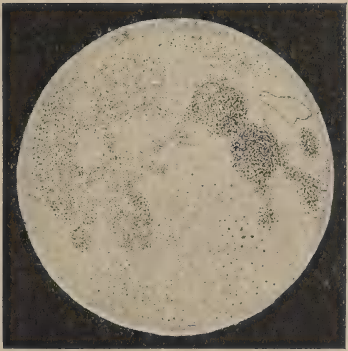
Abb. 5. Ein „Frauenkopf" im Mond.

Unter allen germanischen Stämmen ist die alte Sage verbreitet, daß sich im Monde ein Mann aufhält, der ein Bündel Reisig oder Holz auf dem Rücken trägt. Konrad von Megenberg erwähnt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den Mann im Mond mit der Dornenbürde. Hier liegt aber offenbar eine christliche Umbildung

des alten Gedankens vor. Bei früheren mittelalterlichen Schriftstellern trug der Mann nicht einen Dornenstrauch oder ein Bündel dürres Reisig, sondern einen „Wadel oder Wedel von einer Tanne". In Süddeutschland, aber auch in niederdeutschen Gegenden sagt man: „Es ist Wadel", das heißt: „Der Mond ist voll". So wird auch die beste Zeit, Holz zu fällen, der Wadel oder die Wadelzeit genannt, weil nach alter Auffassung zur Zeit des Vollmondes das Holz im besten Saft stand und die längste Dauer versprach. Mit dem alten Wort verband sich der Begriff der Fülle. Uralt ist die Auffassung, daß alle Pflanzen mit dem Vollmond an Säften zunehmen, deshalb richtete man auch die Aussaat nach den Mondphasen. So fügt sich auch der Mann im Mond mit dem „Busch" oder „Wedel" in den Gedankenkreis der vegetativen Kräfte des Mondes. Es ist also ein Mißverständnis, wenn man das immergrüne Tannenreis, den Wedel, zum dürren Reisig machte; diese Deutung kann aber auch auf andere Weise entstanden sein. Unter christlichen Einflüssen erklärte man den Mann im Mond als Isaak, der das Bündel Holz zu seiner Opferung auf den Berg Moria getragen hat. Dante weist in seiner „Göttlichen Komödie" auf den Brudermörder Kain hin, der von den Früchten des Feldes opferte; der Acker sollte nach dem Fluche nur Disteln und Dornen tragen. So nahm man auch an, der Mann im Monde sei Kain, mit einem Bündel Dornen auf den Schultern. Die vorchristliche Auffassung kennt dagegen nur den Gedanken der Fruchtbarkeit, die durch die Wahl des immergrünen Tannenwedels klar zum Ausdruck kam. Ein später Zug ist es auch, wenn bei den Wenden in der Lausitz erzählt wird, der Mann im Mond sei ein Geiger, der vor Gott und der heiligen Jungfrau spielt, um seine Eltern aus dem Fegefeuer loszu-

bitten. Nach einer anderen Sage sitzt die büßende Magdalena im Mond und weint über ihre Sünden; die Flecken sind durch ihre Tränen entstanden.

Es gibt bei den verschiedensten Völkern der Erde noch allerlei andere Erklärungen über die Flecken im Mond. So berichtet man in Samoa: Eine Häuptlingstochter hielt während einer Hungersnot den Mond für eine Brotfrucht und flehte ihn an, für sie und ihr Kind zu ihr herabzukommen. Sie wurde vom Mond entführt und lächelt nun glücklich von dort oben herab. Auch diese Sage läßt den Mond als Vegetationsprinzip erkennen.


Abb. 6. Zeichnung eines Astronomen.

Die Dieri in Zentralaustralien erzählen: Der Mond kam aus der Erde hervor und durchlebte allerlei Abenteuer. Einmal fand er Früchte, die er an einem Feuer braten wollte. Beim Herausnehmen verbrannte er sich, und die Brandmale sind die Flecken auf der Mondscheibe.

Anders erklärten sich die Grönländer diese dunklen Flächen: Anningat, der Mondgott, hatte seine Schwester, die Sonnengöttin Mallina, bei einem Spiel im Finstern schändlicherweise verfolgt. Um herauszubringen, wer sie bedrängt hatte, bestrich Mallina ihre Hände mit Lampenruß und fuhr damit ihrem Verfolger ins Gesicht in der Absicht, ihn am Tage entdecken zu können. So kam der Mond zu den dunklen Flecken.

Einst gab es ein Sprichwort: „Das hat der Mann im Mond getan“; man brauchte es, um etwas Fernes, Unbekanntes zu bezeichnen.

Und Jean Paul schrieb: „Viele Menschen sind geboren worden und gestorben, die jene silberne Welt droben für nichts anderes gehalten haben als für einen recht hübschen Suppenteller von himmlischem Zinn, das mit dem Mondmann, wie das englische Zinn mit einem Engel, gestempelt ist.“

Wer nun wieder einmal zum Mond aufblickt, mag sich daran erinnern, daß nicht alle Märchen und Sagen sinnlos sind. Er kann sich sagen, daß die Mondfabelgestalten einem Teil des Wissens der Menschheit aus frühester Zeit entsprungen sind, da man sich vieles in Bildern, den Vorstufen der Schrift, klarzumachen suchte.

Rösselsprung

	die			sein	
	dich	hast	last	voll	
ist	zur	welt	wert	gen	dünkt
	le-	plun-	wun-	mär-	
nicht		Leg's	wenn		au-
dem	der	den	chen-	der	du

Rich. Bersch.

Auflösung des Rätsels am Schluß des nächsten Bandes.

Die Anlage dauernd bewohnbarer Wohnlauben

Von Tobias Karl Morhart

Mit 2 Bildern und 2 Grundrissen nach Entwürfen von Architekt Hermann Schwabe und 1 Bild von O. Haeckel, Berlin

Als wir uns in unserer Zeitschrift angesichts der damaligen Wohnungsnot für die Wiederbelebung einer zu Unrecht vergessenen Bauweise, des Erdstampfbaues, einsetzten, geschah das vor allem deshalb, weil diese Technik ermöglichte, Kohlen zu sparen*. Inzwischen hat sich die Wohnungsnot nicht merkbar gebessert, und die Kohlen sind noch teurer geworden. Zuschriften und Anfragen unserer Leser, die den Lehmbau betrafen, bewiesen, daß damit eine Frage aufgerollt war, die allgemein Interesse erregte. Wir kamen deshalb noch einmal darauf zurück und zeigten die Fortschritte, die inzwischen auf diesem Gebiete gemacht wurden**. Weiter suchten wir der Allgemeinheit zu dienen, indem wir auf ein Verfahren hinwiesen, das geeignet ist, feuchte und deshalb unbewohnbare Gebäude trockenzulegen und durch die so gewonnenen Wohnungen der Not abzuhelfen***. Auch in

---

* Zur Wiederbelebung natürlicher Bauweisen. Mit 11 Bildern. „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" 1920, Band 8, Seite 95 ff.

** Wie Wohnhäuser in Naturbauweisen errichtet werden. Mit 14 Bildern. „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" 1922, Band 5, Seite 90 ff.

*** Bewohnbarmachung feuchter Gebäude. Mit 5 Bildern. „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" 1922, Band 10, Seite 138 ff.



Abb. 1. Dauernd bewohnbare Wohnlaube.
Entwurf von Architekt Hermann Schwabe.

diesem Falle gelangten von Lesern unseres Blattes Anfragen an uns, die bezeigten, daß auch damit eine wunde

Stelle volkswirtschaftlicher Not berührt worden war. Dann wiesen wir auf die Vorteile des Flachbaues hin, bei welcher Gelegenheit auch die Notwendigkeit der Änderung der baupolizeilichen Vorschriften betont wurde.

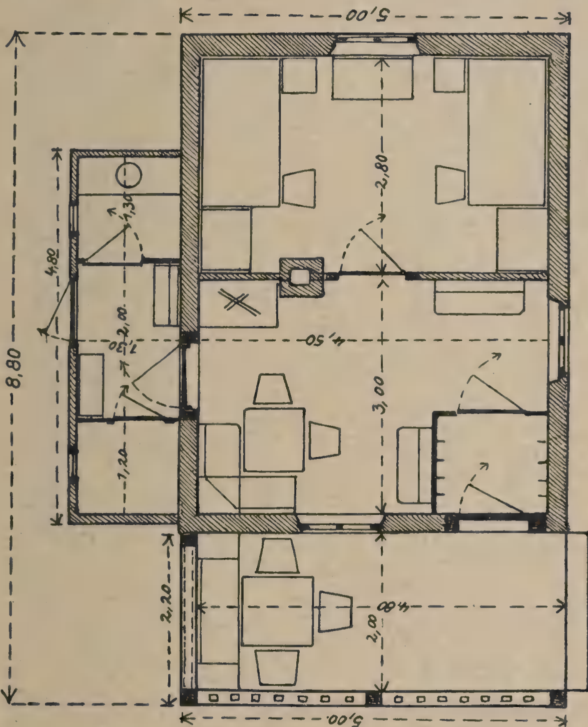


Abb. 2. Grundriß zu der Wohnlaube Abb. 1.

Inzwischen haben sich leider die Wohnungsverhältnisse nicht gebessert, obwohl da und dort die private Bautätigkeit reger geworden ist. Tausende von jungen Ehepaaren sind gezwungen, sich mit der „Einheitsstube" zu begnügen, ja, sie dürfen von Glück sagen, wenn sie dieses bescheidene

Ziel ihrer Wünsche überhaupt erreichen. — Vielfach hat sich die Lage sogar noch weiter verschlimmert. Kürzlich schrieb die „Süddeutsche Bauhandwerkerzeitung": Unsere Bauwirtschaft ist am Erliegen, die Zuschußpolitik im Wohnungsbau zusammengebrochen. Frühzeitig wiesen wir darauf hin, daß es mit den Reichs-, Länder- und Gemeindezuschüssen dahin kommen müsse. Heute kostet die Errichtung einer kleinen Wohnung von insgesamt dreihundert Kubikmeter umbauten Raumes 270 000 und in kurzer Zeit wohl über 300 000 Mark. Land und Gemeinde gewähren für einen derartigen Bau an Zuschüssen etwa 80 000 Mark. Wie sollen da für eine Dreizimmerwohnung die fehlenden 190 000 oder 200 000 aufgebracht werden können, ganz abgesehen von der Verzinsung. Die Gründe zu untersuchen, warum es zu diesen Zuständen kommen mußte, soll hier nicht unternommen werden.

Der allgemeinen großen Wohnungsnot kann durch folgende Anregungen freilich nicht mehr abgeholfen werden; immerhin besteht aber da und dort vielleicht die Möglichkeit, in vereinzelten Fällen daraus Nutzen zu ziehen. Deshalb steht zu hoffen, daß die den Zeitverhältnissen angepaßten, bescheidenen Vorschläge nicht ganz vergeblich gemacht werden.

Mehrere Jahre vor 1914 dehnte sich in dem vor den Städten brach liegenden Gelände die Schrebergärtenbewegung mehr oder weniger stark aus; wo es anging, wurden Laubenkolonien errichtet. Da man sich nur vom Frühjahr bis zum Herbst dort aufhalten konnte, entstanden in solchen Kolonien mehr oder weniger einfache Lauben und Gartenhäuschen; ein „Feuerrecht" zur Anlage von Öfen gab es nicht, und auch der dauernde Auf-



Abb. 3. **Dauernd bewohnbare Wohnlaube.** Entwurf von Architekt Hermann Schwabe.

enthalt war verboten oder stark beschränkt. Besaß jemand anderwärts eine feste Wohnung, dann durfte die „Laube" auch als nächtlicher Schlafraum benützt werden. Unter dem Druck der Wohnungsnöte wurde zunächst am 31. Juli 1919 zur Regelung des Pachtverhältnisses eine Kleingartenordnung geschaffen; am 27. Januar 1920 wurde der rechtliche Bestand derartiger Anlagen gesichert. Durch das Wohnungsgesetz entstand weiterhin eine Änderung des früheren Begriffes eines Wohngebäudes, wonach die Ortspolizeibehörden Richtlinien für den Bau von Wohnlauben in den Gärten feststellten. Auch die zeitweise oder dauernde Benützung der Wohnlauben konnte nun zugebilligt werden. In Berlin entschlossen sich viele Laubenkolonisten, dauernd in den Kleingärten zu wohnen, und so wurden in der Stadt Wohnungen frei. Unter dem weiteren Druck der Notlage wurde die Erlaubnis erteilt, *bis Ende 1924 dauernd in Wohnlauben leben zu dürfen*, auch dann, wenn die Bewohner *eine feste Wohnung nicht besäßen.*

Dieser Schritt beweist, wie groß die Übelstände geworden waren. Angesichts der weiterhin verschlimmerten Lage darf man wohl annehmen, daß diese Bestimmungen auch noch über das Jahr 1924 hinaus Geltung behalten werden. Wem es also jetzt noch möglich ist, irgendwo eine „Wohnlaube" zu errichten, der wird wohl daran tun, dieses „Heim" so gut wie nur denkbar zu gestalten, damit der dauernde Aufenthalt darin erfreulich ist. Wie man es nicht halten soll, zeigt unser abschreckendes Beispiel; hier ist Material, Zeit und Kraft nutzlos verschwendet. Was man aber auf Grund der bestehenden Vorschriften zu erreichen vermag, dafür zeugen unsere Beispiele von Wohnlauben und die darunter befindlichen Grundrisse der Wohnräume, die vorschriftsgemäß im Erdgeschoß

liegen müssen. Daß unter Berücksichtigung des zur Überbauung erlaubten Flächeninhaltes auch noch andere Lösungen gefunden werden können, versteht sich von selbst.

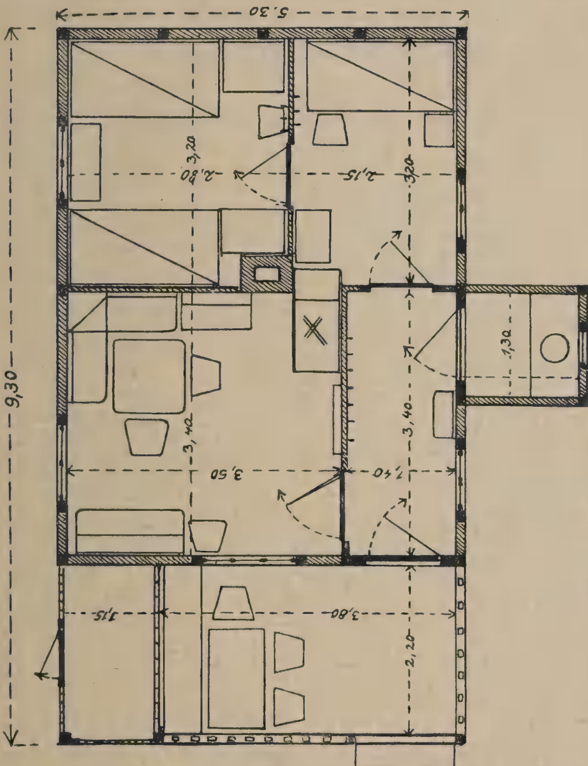


Abb. 4. Grundriß zu der Wohnlaube Abb. 3.

Der beschränkte Raum erlaubt leider nicht, eingehend zu schildern, wie eine zu dauerndem Gebrauch geeignete Anlage beschaffen sein soll. Eine Norm zu bieten, würde gleichfalls wenig nützen, da überall andere Verhältnisse gegeben sind. So ist es wohl richtig, das W i ch t i g st e

aus den *Sonderpolizeiverordnungen* für *Wohnlauben* teilweise anzuführen: Wohnlauben dürfen in der Regel nur eine Grundfläche bis zu dreißig Quadratmeter und *außerdem* eine Vorlaube von höchstens zehn Quadratmeter erhalten. Die Mindestentfernung von der Nachbargrenze muß fünf Meter betragen. Wohnlauben dürfen auch unmittelbar an der Nachbargrenze gebaut werden, müssen dann aber auf der Grenze oder zwischen sich eine Brandmauer aus Mauersteinen oder anderen festen Stoffen erhalten. — Wohnlauben dürfen nur ein Geschoß enthalten. Die Anlage eines Vorratskellers ist zulässig, jedoch nur in mäßigen Abmessungen, so daß er nicht für Wohnzwecke benützt werden kann. Die Höhe der Wohnlauben darf drei Meter und bis zum First fünf Meter nicht überschreiten. Die lichte Höhe der Innenräume muß mindestens zwei Meter zwanzig Zentimeter betragen. — Die Umfassungswände dürfen aus Holzfachwerk, Brett- und Bohlenwerk, Eisenblech, Drahtputz, Gipsdielen, Lehm und ähnlichen Stoffen hergestellt werden. — Das Deckmaterial muß feuersicher sein; Ausnahmen kann die Ortspolizeibehörde zulassen. — Die Einrichtung einer Feuerstätte ist erlaubt, doch muß sie in allen Teilen aus unverbrennlichen Baustoffen hergestellt werden. Der Rauch ist von Feuerstätten durch dichte feuersichere Rohre unmittelbar durch das Dach oder die Wand ins Freie zu leiten. — Die Anlage eines Aborts braucht in die vorgeschriebene Fläche *nicht* eingerechnet zu werden. Für Nebenanlagen gelten dieselben Erleichterungen wie für die Wohnlauben. Außer Abortbuden sind zulässig: *Vorratsräume und Ställe für Kleinvieh*, das nur dem Bedarf der Familie dient. Menschliche Auswurfstoffe dürfen, sofern nicht die Anwendung von Schlitten- oder Tonnensystem erfolgt,

nur in wasserdichten Behältern, die in einem dichtumschlossenen Raume mit undurchlässigem Boden sich befinden, oder überdeckten Gruben mit undurchlässigen Wänden und ebensolchen Fußböden gesammelt und aufbewahrt werden.

Wenn man sich aller Vorteile zu bedienen versteht, die



Abb. 5. Abschreckendes Beispiel: Wie eine Wohnlaube nicht errichtet werden soll.

sich aus der Wahl des jeweils geeignetsten Materials und seiner Bearbeitung ergeben, läßt sich nach diesen Bestimmungen ein zufriedenstellendes Ergebnis erzielen. Unser warnendes Beispiel, dem leicht hundert andere an die Seite gestellt werden könnten, beweist jedoch, daß es geboten ist, einen Fachkundigen zur Herstellung einer zu dauerndem Aufenthalt brauchbaren Wohnlaube heran-

zuziehen. Gerade für diesen scheinbar einfachen Fall sollte man sich vor eigener Bastelei möglichst hüten. Hat man richtige Anweisungen erhalten, dann bleibt für eigene Arbeit, vorausgesetzt, daß man sie leisten will, noch genug übrig. Findet sich im Kleingarten oder in unmittelbarer Nähe geeigneter Lehm, dann kann man entweder Lehmsteine selber herstellen, oder zum Aufstampfen der Außenwände greifen. Da und dort wird es sich auch empfehlen, ein viele Jahre haltbares Lehmschindeldach anzufertigen. Es gibt aber auch gute teerfreie Spezialpappen, die mit farbigem Steingruß bedeckt sind. Wände aus Ziegelsteinen sind nach fachmännischem Urteil für Wohnlauben ohnedies nicht vorteilhaft. Wo es an Holz nicht fehlt, empfiehlt sich Fachwerk, das außen mit Brettern und innen mit Gipsdielen verkleidet wird. Die Zwischenräume werden mit Torfmull ausgefüllt. So entstehen Wände, die wenig Wärme hindurchlassen; ein großer Vorteil in der warmen und kalten Jahreszeit. Wichtig ist auch die Anlage des Erdgeschoßfußbodens, den man auf einem über dem Erdreich aufgemauerten Stein- oder Betonfundament herstellen lassen sollte. Hier dürfte man gleichfalls nicht ohne fachmännischen Rat vorgehen. So verhält es sich auch mit der Deckenbehandlung und der einfachsten Gestaltung des Daches. Bei der Anlage der Vorlaube ist besonders zu beachten, daß sie im Winter mit Brettwänden und Glasfenstern geschlossen werden kann.

Bei geschickter Ausnützung und Anpassung an die bestehenden Vorschriften läßt sich immerhin eine dauernd bewohnbare Anlage erzielen, in der sich besser und gesünder hausen läßt als in einer städtischen Notstube. Wo Möbel bereits vorhanden sind, werden diese die Anlage wesentlich beeinflussen. Müssen sie erst beschafft werden,

dann dürfte zu überlegen sein, ob man nicht gut tut, raumsparende Möbel zu erwerben*.

Bei der ungünstigen Lage des Wohnungswesens, die sich in absehbarer Zeit nicht bessern wird, wäre zu bedenken, ob man sich nicht lieber entschließen sollte, an die Errichtung einer Wohnlaube zu denken. Auch mit einfachen Mitteln kann schon manches erreicht werden, und wenn mehr zur Verfügung stehen, dann wäre für den einzelnen eine so gute Lösung der Wohnungsfrage möglich, um die viele ihn beneiden dürften.

Wie immer, sind wir gerne bereit, Fragen unserer Leser nach Möglichkeit zu beantworten. Wir hoffen auch, daß man verstehen wird, daß diese Anregungen nur unter dem Druck der wenig erfreulichen Zeitverhältnisse erfolgten. Vielleicht erfahren aber auch diese Vorschläge da und dort Beachtung, denn nicht überall dürfte bekannt sein, daß es Bestimmungen gibt, welche die Anlage dauernd bewohnbarer Wohnlauben ermöglichen.

* Verwandlungsmöbel als Hilfsmittel bei beschränktem Raum. Mit 18 Bildern. „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" 1922, Band 13, Seite 98 ff.

Logogriph

Sie wachsen auf dem Meeresgrunde,
Myriaden sind dabei im Bunde
Und schaffen, selbst nur winzig klein,
Gewalt'ge Bauten, fest wie Stein.

Läßt du das zweite Zeichen schwinden,
Dann wirst du sie bei Tieren finden
Als Waffen, von Natur beschert —
Gar viele sind damit bewehrt.

A. Südkemper.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Xaver Niedermoser muß heiraten

Humoreske von Wilhelm Lennemann

Xaver Niedermoser sollte den Hof in Pacht übernehmen. Das stand fest. Vom Herrn war es ihm bestimmt zugesagt. Aber heiraten müßte er, anders ginge es nicht.

„Jawoll!" hatte der Großknecht gesagt, in einem Ton, der ausdrückt: Da feit si nix; morgen, wenn's sein muß.

Damit war nicht zu viel versprochen. Der Niedermoser wurde jetzt ein Bauer, echt und recht; ein Bauer, der sich im Krug bald an den runden Tisch setzen und mit der Faust auf den Tisch hauen durfte, wie andere Bauern auch. Und wenn der Herr ihm den frei gewordenen Hof in Pacht gab, so galt das als Ehrenbrief und ein Zeugnis für jedermann, das hieß: Der Großknecht Xaver Niedermoser hat bei mir acht Jahre treu und fleißig gedient, und weil er sich auch sonst als ganzer Kerl erwiesen hat, soll er den zu meinem Gutsbezirk gehörigen Hof bewirtschaften.

Was Wunder, daß der Großknecht auf einmal in Ansehen beim ganzen Dorfe stand. Da war wohl manche Bauerntochter, die nicht nein gesagt hätte, wenn der Xaver Niedermoser ihr seinen Brautwerber ins Haus geschickt hätte. Und da gab es auch Dirnen genug, die dem Knecht ihre Gunst offen bezeigten.

Aber der Xaver war bisher allen Liebeleien aus dem Weg gegangen; mit keiner auf dem Gutshof war es ihm eingefallen anzubändeln. Nun sollte er so Knall und Fall heiraten; da war man denn doch begierig.

Am begierigsten war der Xaver selber. Ein Weiber-

held war er nie gewesen, aber deswegen konnte man nicht sagen, er habe kein Herz. Nur schwerfällig war er, und sein Gewissen verbot ihm, an Liebe und Heirat zu denken, bevor ihm ein Herd sicher war. Aus Oberbayern zugewandert, hatte er sich wohl gut eingelebt und geschickt in die fremde Art, aber scheu und vorsichtig war er doch immer geblieben.

Das wußte er, und heute freute er sich darüber. „Kommt Zeit, kommt Rat," dachte er, „an ein Weibsbild kommst eh noch früh genug, aber schlecht und schwer wieder davon." Zum Herbst erst war der Hof frei, und bis dahin vergingen immer noch drei Monate.

Wie er einmal wohlgemut und sonntagfroh am Roggenrain entlanggeht, hört er vor sich einen Schrei. Wie er aufschaut, sieht er gerade noch, wie ein Mädchen zwischen Mohn und Kornraden hinsinkt.

Mit ein paar raschen Schritten eilt er hin ...

„O mei, Marie, woas is denn?" fragt er verwundert.

Die Marie vom Hof, aus der Milchkammer ist's. Ein sauber Geschöpf mit hellen Augen und blanken Zähnen. Sie jammert: „Ich hab' mir den Fuß vertreten!"

„Jawohl. Muaßt ja neumodische Schuh hab'n," grollt der Knecht. „Laß amol schaug'n!"

Aber sie zieht den Fuß verschämt zurück und versucht aufzustehen. Sie stützt sich auf seine Schultern.

„So geht's a net," wehrt er ab, „da muß erst der Schuh runter, sonst wird die G'schwulst z' dick, und nachher kriagst dös damische Schuhzeug net runter."

Herrisch drückt er sie auf den Grabenrand. „So. Jiazt ziagst den Schuh aus!"

Als sie immer noch zögert, greift er nach dem Fuß.

„Dumms Zeug! Runter damit!" Er löst die Bänder und streift den Schuh ab.

Seine Linke hält den Fuß. Die Rechte fühlt. „Da muaßt glei an Loam draufschmiern." Er fühlt nochmals und stutzt; bewegt den Fuß im Gelenk.

Die Marie muckt nicht; sie spürt nichts.

„Ah woas! Da is ja gar koa G'schwulst net!"

Er pfeift durch die Zähne. „Ziag dein Schuh wieder an! Is eh nix dran."

Helle Schläue glänzt in seinem heiteren Gesicht.

Dann steht er auf.

„So, Marie, etz gehst alloa zum Hof. Brauchst koa Begleitung net. Da wird nix draus. Und die G'schicht bleibt ganz unter uns." Er wendet sich um und geht am Roggenfeld entlang, bis dahin, wo der Fuchsschwanz hell in Blüten steht. Da setzt er sich hin und sinnt, schaut in den blauen Himmel und sieht die weißen Wolken langsam ziehen, die über seinem künftigen Hof stehen; darüber singt eine Lerche. Er sinnt und lacht vergnügt vor sich hin.

Na, so damisch war er doch net. Dös sollt die Marie sich nit einbilden, daß er auf so woas 'neinfiel. Zeit war noch g'nug, und er wollt scho noch die Rechte finden. Fleißig war s' ja wohl, die Marie, und a paar Händ zum Anpacken hat s' a. Und sie war auch eine, die nach was ausschaug'n tat, aber da hat's woas! Na, auf solche Weis' war der Xaver Niedermoser do net zum Ei'fangen.

Knapp vier Wochen später ist ein paar Dörfer weiter Kirchweih. Der Xaver wandert auch hin. Und warum net? Die Marie war auch da.

Er kann ihr's nicht verbieten. Und getanzt haben sie dann auch, wie sich's gebührt. „Entweder — oder" hat sich der Xaver gedacht und hat sie herumgeschwenkt, daß ihr der Atem fast ausging.

Es war ja Kirchweih, und sein Herz war froh und weit,

und da war weiter nix dabei. Sauber war die Dirn scho, dagegen war nix zu sagen.

Wie es auf Mitternacht ging, tupft's ihn auf die Schulter. „Du, Xaver, nimm mich mit heim, ich hab' die andern verloren, und wir zwei sind allein noch da."

„Nacher wird's wohl so sei müaſſ'n!" sagt der Xaver nachdenklich, „in einer Viertelstund genga mer."

Aber das fällt ihm gar nicht ein. Er bleibt noch da. Und er lacht wieder schlau, und trotzig bleibt er sitzen.

Als die Zeit um ist, steht da ein anderer Bursch vor dem Mädchen. „Der Xaver geht noch nicht, aber da du heim mußt, und ich halbwegs einen Weg mit dir habe, begleite ich dich bis ans Dorf."

„Dank' schön!" sagt die Marie giftig. „Ich fahr' mit dem alten Brockmann, der hat schon angespannt."

So fuhr die Marie mit dem Viehhändler heim, und der Xaver ist dageblieben bis in den frühen Morgen. Als er heimkam, meinte er, so ganz recht wär' es von ihm doch nicht gewesen.

Und dann kam ein Sonntag, da ging er den Berg hinan, und wie er in den Wald einbog, lag da die Marie am Wege und schlief, und die weißen Zähne glänzten zwischen ihren halbgeöffneten roten Lippen.

Einen Augenblick bleibt der Xaver stehen; wohlgefällig schaut er das schlafende Mädchen an, ihren roten, kußlichen Mund.

„'s wär' scho was Rechts!" murmelte er, „und niemand siecht's."

Er spürt ein sonderbar Zucken und Ziehen um seinen Mund, und er will schon sich niederbeugen. Aber da hält ihn ein häßliches Mißtrauen ab.

„Na! I tu's do net. I mog net."

Und er geht still den Weg zurück.

Da sieht er den Toni. Er winkt ihm, legt den Finger bedeutungsvoll auf den Mund. Der Bursche versteht.

Leise gehen sie wieder den Hang hinan ...

Da deutet der Xaver auf das Mädchen.

Mit ein paar raschen Schritten ist der Toni dabei, bückt sich, spitzt das Maul ...

Da hebt sich eine Hand hoch und fällt dem Toni klatschend auf die Backe. Das Mädchen springt auf. „So war's nicht gemeint, du Tölpel!" Und läuft an ihm vorbei.

Der Xaver lacht in sich hinein. „So bringst bei mir nix zustand, Marie. So geht's net. Jawoll."

Empört und beschämt schreit sie: „Friß dein Kraut allein!"

„Wird mir mei Weib scho mach'n!" Er lacht. „Du verstehst ja doch nix davo."

„Und dein G'selchts dazu!" ruft sie ihn zornig an.

„Kraut und G'selchts!" Xaver Niedermoser fährt mit der Zunge im Mund herum. Acht Jahre hat er alles mögliche gegessen, nur keine bayrische Kost. Nun will die Dirn ihn damit foppen.

Mit einem Schritt steht er neben ihr. „I frag di no amal: He! Woas verstehst denn nacha du von Kraut und G'selchts! Woas soll dös hoaß'n? Mi stimmst fei net!" Drohend schaut er sie an.

Aber sie hält seinen Augen stand. „Was geht's dich an! Ich könnt's schon richtig kochen."

Da faßt er sie am Handgelenk. „Dös sollst mir erst amol beweis'n. San ja do bloß Sprüch und nix dahinter."

„Wenn dir daran liegt," sagt sie leichthin, „ich kann's."

Zwei Abende darauf wird der Xaver in die Küche gerufen. Die Gutsherrin fragt ihn: „Wie steht's mit der künftigen Bäuerin?"

„Allweil ganz guat," lügt er.

Da kommt die Marie und setzt ein paar verdeckte Schüsseln vor ihn hin und legt Messer und Gabel dazu. „Genier dich nicht!"

Der Xaver hebt die Deckel ab. „Kraut und G'selchts und Knödl! Woas war denn jetz dös?" Weiter hat er nichts gesagt; hat sich auch gar nicht geniert und hat gegessen. Sakra! Guat war's. Drei Bäuch hätt' er sich gewünscht.

Und dann langt die Marie in eine Ecke, bringt eine Flasche her und schenkt ihm ein. „Das gehört dazu, Xaver."

Er traut seinen Augen kaum; dann glänzen seine Augen. Wenn's auch nicht vom Faß war, ein richtiges Hofbräuhausbier war's doch. Und frisch und mit Verstand eingeschenkt.

„Ja mei, Dirn, wer hat denn di dös g'lernt?"

„Bin doch ein Jahr bei meiner Tante in München gewesen! Da ißt man doch Kraut mit G'selchts und Knödel. Ich kann noch mehr bayrisch kochen."

„'leicht gar Leberknödl?"

„Mit Kraut, warum denn nicht?"

Da steht der Xaver Niedermoser auf und geht einen Schritt auf sie zu. „Eppert Kalbhax'n a?"

„Mit gerösteten Kartoffeln," sagt sie, „aber das gibt's nur an Feiertagen."

Noch einen Schritt näher tritt Xaver vor und sieht ernst in die klugen Augen der Marie. „Ha? Tätst mir 'leicht so koch'n, wenn du mei Bäurin wärst?"

„Warum nicht, wenn's der Bauer so mag!"

„Guat is'. Und recht is'. Tät dir's 'leicht pass'n, wann i der Bauer wär?"

Da gab ihm das Mädchen die Hand.

Die Gutsherrin betrachtete die beiden und lächelte. Nun war kein Zweifel mehr, der Xaver Niedermoser bekam den Hof und eine tüchtige Frau dazu.

Xaver schmunzelte eine Weile still vor sich hin, dann rief er laut: „Hob i's net g'sagt, daß allweil guat steht? Hätt d' Marie glei g'sagt, daß boarisch koch'n kann, na wär's nu vui g'schwinder ganga!"

So sind die beiden ein Paar geworden, haben den Hof übernommen, und am Hochzeitstag gab's Kraut, G'selchts, bayrische Knödel und Hofbräu, diesmal aber frisch vom Faß.

Städte-Füllrätsel

*													*
	*											*	
		*									*		
			*							*			
				*					*				
					*			*					
						*	*						

Folgende achtundneunzig Buchstaben a a a a a a a a a a a, b b b b b, c c c, d d d, e e e e e e e e e e, f, g g g g, h h h, i i i i, l l l l l l l, m m, n n n n n, o o o o o o, ö, p, r r r r r r r r, s s s s s s s s, t t t t t t t, u u u u, ü, v, w, z sind in obenstehende Figur so einzutragen, daß die vierzehn senkrechten Reihen vierzehn Städte ergeben, welche liegen in 1. Spanien, 2. Südrußland, 3. Preußen, 4. Sachsen, 5. Schlesien, 6. Schottland, 7. Michigan, 8. Irland, 9. Belgien, 10. Sizilien, 11. Norddeutschland, 12. Schlesien, 13. England, 14. Schlesien.

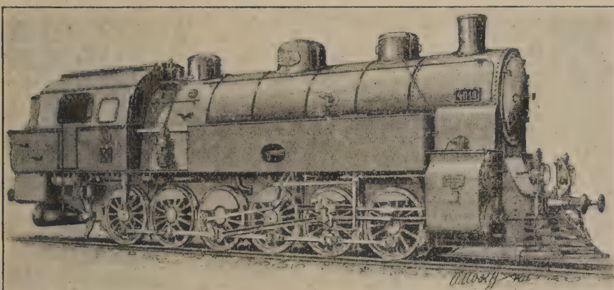
Sind diese Städtenamen richtig eingetragen, so nennen die Buchstaben, welche an Stelle der Sternchen zu stehen kommen, von links oben beginnend, eine schöne Stadt in Brandenburg.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die zehntausendste Hanomag-Lokomotive

Von Bruno Elkner / Mit 4 Bildern

Wir haben uns daran gewöhnt, die Biedermeierzeit in romantisch verklärtem Lichte zu sehen. Gewisse Typen sind stehend geworden: behaglich im Engen lebende Leutchen, liebenswürdige und ein wenig schrullenhafte Kleinbürger, die man sich gern in stillen Stübchen zwischen schlichten Kirschbaummöbeln hausend vorstellt. Dieses Bild ist wahr und falsch zugleich, wie alle auf eine



F-Güterzug-Naßdampf-Zweizylinder-Verbund-Tenderlokomotive der „Hanomag", geliefert für die Bulgarischen Staatsbahnen. Fabriknummer 10000.

enge Formel gebrachten, ein wenig sehnsüchtig und schwärmerisch nachempfundenen Bilder aus vergangenen Tagen. Um Anno dreißig bliesen empfindsame Leutchen Waldhorn und Flöte, schwelgten im Mondschein und waren lyrisch-elegisch gestimmt. Aber so waren doch nicht alle Menschen jener Zeit, die wir gern im Licht Jean Paulscher und Wilhelm Raabescher Beleuchtung sehen. Unser technisches, eisernes Zeitalter führt in seinen Anfängen in

die Biedermeierperiode und genau genommen noch tiefer in die Vergangenheit zurück. Nur zwei Namen sollen hier stehen: Alfred Krupp, der 1812 zur Welt kam, und der vier Jahre später geborene Werner Siemens; diese Männer



Eisengießerei.

scheinen nicht in den poetisch umdämmerten, vom scheidenden Licht einer versinkenden Epoche müd umspielten Abschnitt zu gehören. Mit ihnen beginnt eine andere Welt: die Welt auf Schienen; eine gewaltige Umwälzung hub mit ihrem Schaffen an, die sich zwar langsam, aber beharrlich in ihrem zähen Wollen und Tun vollzog.

So reicht auch die Hannoversche Maschinenbau-Aktien-

Gesellschaft, die sich kurz „Hanomag“ nennt, in ihren Anfängen in das Jahr 1835 zurück. Damals errichtete Georg Egestorff auf einem Grundstück, das jetzt noch zum Werk gehört, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik. Die erste Lokomotive verließ am 15. Juni 1846 das Werk. Da Egestorff ohne männliche Nachkommen blieb, gingen



Dampfhammer von 7500 Kilogramm Bärgewicht.

seine Unternehmungen in andere Hände über; die Eisengießerei und Maschinenfabrik wurde 1868 von Dr. Strousberg erworben, der zuletzt jährlich 150 bis 160 Lokomotiven herstellte. Im Jahre 1871 ging das Werk in die jetzige Aktiengesellschaft über. Heute ist die Hanomag eine der größten und führenden Lokomotivenfabriken Deutschlands, aus der jährlich rund 1000 Lokomotiven jeder Bauart und Feuerungsweise hervorgehen. Im Jahre 1920/1921 beschäftigte das Werk 7200 Men=

schen. Die verschiedensten Maschinen werden dort hergestellt: Dampf- und Pumpmaschinenanlagen, Dampfkessel, Zugmaschinen, Motorpflüge und Schiffsmotoren. Die technisch hochwertigen Erzeugnisse der Hanomag finden Absatz in aller Welt. Bis zum 1. Januar 1921 gingen allein 9700 Lokomotiven aus dem Werk hervor; davon entfielen auf einundzwanzig europäische Staaten



Ein Unterrichtsraum der Werkschule.

8983 Stück; aus dieser Zahl entfallen 7513 auf Deutschland. In Asien, Ost- und Britisch-Indien, Japan, Amerika und Afrika befördern Hanomag-Lokomotiven Personen und Güter im Weltverkehr. Das Werk hat sich zu einer Stadt ausgewachsen. Seine Einrichtungen umfassen das ganze Gebiet von technischen Versuchsanstalten bis zu den verschiedenen Werkstätten und Maschinenbauhallen. Das Werk unterhält eigene Schulwerkstätten und eine Werkschule, die zur Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses dienen. Dort sucht man einen Facharbeiterstand heranzubilden, der jede Arbeit mit Überlegung,

Berufsfreude und Geschick auszuführen lernt. Das ganze Werk soll vom Bewußtsein durchdrungen werden, daß mit der Güte der Erzeugnisse der Ruf der Firma steht und fällt und mit ihr die Erwerbsmöglichkeit der gesamten Belegschaft. Nun hat die zehntausendste Lokomotive die Hanomag verlassen und noch viele andere werden folgen. Hoffentlich erlebt das große Werk, dessen Erzeugnisse sich auch in diesen schweren Jahren auf dem Weltmarkt zu behaupten vermochten, bei seiner Hundertjahrfeier, die für 1935 bevorsteht, eine Zeit der Blüte und des Erfolges. Was uns allein aus Not und Bitternis zu retten vermag, ist wertvolle Arbeit. Darum freuen wir uns einer Stätte, an der geistige Durchdringung und werktätige Arbeit vorbildlich geworden sind.

Buchstabenrätsel

A	A	A	A	A	B	B
B	B	B	B	B	B	D
E	E	E	E	E	E	G
G	G	G	G	G	H	H
K	L	L	M	M	M	M
M	N	R	R	R	R	R
R	R	R	R	U	U	U

Aus den obenstehenden Buchstaben sind sieben geographische Eigennamen zu bilden, die bezeichnen: 1. Universitätstadt, 2. Handelstadt, 3. Dorf, 4. Erzbistum, 5. malerisches Städtchen in Meiningen, 6 Kreisstadt, 7. Universitätstadt. Die Diagonalen ergeben auch die beiden Universitätstädte. J. Leopld Schiener.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die chronische Stuhlverstopfung

Von Dr. Freiherr von Sohlern

Störungen der Darmentleerung werden, namentlich wenn Darmträgheit vorliegt, von vielen Menschen nicht sonderlich beachtet. Solange noch keine nennenswerten Beschwerden bestehen, und der Stuhlgang noch einigermaßen regelmäßig erfolgt, wird der Fall häufig als belanglos angesehen. Recht oft auch wird, namentlich bei Kindern, insbesondere bei jungen Mädchen, aus Unkenntnis der Wichtigkeit oder aus ganz falschem und mißverstandenem Schamgefühl heraus die Beobachtung der Stuhlentleerung als einer Sache, „über die man nicht spricht", geflissentlich vernachlässigt. Das ist durchaus falsch! Eine geregelte Stuhlentleerung gehört mit zu den wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers, und Störungen derselben müssen, wenn sie längere Zeit anhalten oder öfters wiederkehren, unbedingt sorgfältig beachtet werden. Pflicht der Eltern ist es namentlich, bei ihren Kindern darauf zu achten und sie zu einer regelmäßigen Ausübung dieser Verrichtung anzuhalten. Das ist nichts „Unanständiges". Die Beachtung des Stuhlgangs dient vielmehr der Verhütung eines verbreiteten und in schweren Fällen lästigen, ja qualvollen Zustandes, der Gesundheit und Lebensfreude untergraben und der als gewohnheitsmäßige Stuhlverstopfung zu einem Kreuz für Arzt und Patienten werden kann.

Das Krankheitsbild und die Entstehungsweise dieses außerordentlich verbreiteten Leidens sind keineswegs ganz klar und einheitlich, und noch heute stehen sich verschiedene Theorien und Anschauungen, die alle etwas mehr oder

weniger Bestechendes an sich haben, nicht völlig geklärt gegenüber. Es spielt eben offenbar bei der Entstehung der chronischen Verstopfung eine ganze Reihe verschiedener Momente mit herein, die schließlich in ihrer Gesamtheit zu dieser Erkrankung führen, von denen aber bald das eine, bald das andere mehr hervortreten kann. Wenn wir von direkten, mechanischen Hindernissen der Darmpassage, wie Verengerungen, Verwachsungen, Knikkungen, Erweiterungen, Entzündungen, Verlagerungen des Darms und so weiter, absehen, so ist die chronische Verstopfung meist eine Folge übler Gewohnheit oder falscher und ungenügender Ernährung. Ganz zweifellos spielt aber auch Veranlagung und Vererbung eine gewisse Rolle, und wie es Menschen gibt, die schlecht verdauen, so gibt es unter den chronisch Verstopften auch Individuen, die „zu gut" verdauen. Bei diesen werden wohl während der Darmverdauung manche zur Darmbewegung nötigen chemischen Stoffe nicht produziert. Auch bleibt die Menge des sich bildenden Kots zu gering, um den für die Darmbewegung und -entleerung nötigen mechanischen Reiz zu setzen. In manchen Fällen kommen auch Störungen nervöser Natur in Betracht, die zu einem unregelmäßigen und unnormalen Ablauf der Darmbewegungen, zu örtlich begrenzten oder allgemeinen Krampfzuständen im Darm und ähnlichem führen. Umgekehrt kann aber auch Erschlaffung oder zu geringe Innervation der Darmmuskulatur Stuhlträgheit veranlassen, oder es kann Schwäche der die Stuhlentleerung unterstützenden Bauch- und Beckenmuskeln das Leiden verschlimmern. Letzteres kommt öfters bei Frauen, die häufig geboren haben, oder nach Operationen vor. Unregelmäßige Lebensweise, Mangel an Körperbewegung, nervöse und seelische Einflüsse sind weitere Umstände, die sich hinzugesellen können, um

chronische Stuhlverstopfung entstehen zu lassen. Diese kann wieder zu entzündlichen Veränderungen bestimmter Darmteile und, namentlich bei hartnäckigen Formen, zu schweren, allgemeinnervösen Störungen, zu Neurasthenie und Depressionszuständen führen. Eine häufige Folge ist auch das Auftreten von Hämorrhoiden.

Die zahlreichen, bei der chronischen Stuhlverstopfung vorkommenden und möglichen Beschwerden sollen hier nicht näher besprochen werden. Meist handelt es sich um mehr oder weniger ausgesprochene Stuhlträgheit und Erschwerung der Stuhlentleerung. Daneben brauchen sonst keinerlei Störungen zu bestehen, doch kann sich natürlich auch ein sehr wechselndes und mannigfaltiges Bild entwickeln, in dem allerhand unangenehme und störende Sensationen auftreten, wie Benommenheit, Kopfschmerzen, Schwindel, Blutwallungen, Mattigkeit, Arbeitsunlust, Gefühl von Kälte, Schwere und Aufgetriebensein im Leibe, lästiger Stuhldrang und Stuhlzwang ohne oder mit nur unbefriedigendem Erfolg und so weiter. Diese immer noch erträglichen Beschwerden steigern sich gelegentlich zu Schmerzen und Koliken, Unruhe und Kollern im Leibe, Magenbeschwerden, Erbrechen, alles Dinge die den Zustand schließlich zu einem qualvollen machen können.

Die Mannigfaltigkeit der Ursachen und der Erscheinungen dieses Übels entsprechend, sind die jeweils einzuschlagenden Heilmaßnahmen sehr verschieden. Da kann es kein Universalmittel geben, sondern es heißt in jedem Fall individualisieren. Das kann natürlich nur auf Grund eingehender Untersuchung sowohl des Patienten als des Stuhlgangs geschehen. Hierdurch muß erst Klarheit über Art und Sitz des jeweiligen Leidens geschaffen werden, was keineswegs immer sehr einfach ist, wie aus dem oben

Gesagten wohl zu entnehmen sein dürfte. Je nach der Lage des Falles richtet sich die Behandlung.

Zur Bekämpfung der chronischen Verstopfung stehen uns eine Menge Maßnahmen zur Verfügung, die alle, je nach Umständen teils allein, teils in zweckmäßigem Zusammenwirken, zum erwünschten Ziele führen können. Welche von diesen jeweils anwendbar und nützlich sind, muß dem Ermessen des Arztes überlassen bleiben. Im wesentlichen sind es vier Gruppen von Hilfsmitteln, die zur Behebung des Übels in Betracht kommen: 1. diätetische, 2. physikalische, 3. erzieherische, 4. medikamentöse.

Bezüglich der Diät muß sich der Kranke folgende Hauptregeln merken: 1. Um überhaupt Stuhl zu erzeugen, ist es nötig, solche Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, die Kot bilden, das heißt die unverdauliche Stoffe, aus denen Kot entstehen kann, enthalten. Das ist bei den häufig beliebten sogenannten „leichtverdaulichen" Speisen nicht der Fall. Sie werden im Verdauungskanal fast restlos aufgebraucht, zur Kotbildung bleibt nichts oder fast nichts übrig. Gerade solche Speisen aber werden von den Kranken aus falschen Vorstellungen, aus Angst oder wegen ihrer Beschwerden oft besonders bevorzugt. Sie erreichen damit natürlich das Gegenteil des Gewünschten. 2. Um den hauptsächlich aus der Nahrung stammenden Kot nun auch aus dem Darm fortzuschaffen, das heißt um Stuhlgang zu erzielen, müssen ferner Nahrungsmittel gebraucht werden, die infolge ihrer chemischen und physikalischen Beschaffenheit die Darmbewegung anregen und befördern und so eine Entleerung veranlassen. Umgekehrt sind natürlich „stopfende" Nahrungsmittel zu vermeiden. 3. Endlich muß eine zur Stuhlbildung genügende Nahrungsmenge eingeführt werden. Denn die Kotmenge ist neben ihrem Gehalt an Bakte-

rien und der Art der Speisen auch von der Masse der eingeführten Nahrung abhängig. Gerade hier wird aber von Kranken, aus Angst, ihre Beschwerden zu vermehren, vielfach gesündigt, und sie nehmen eine auch quantitativ zur Stuhlbildung ungenügende Nahrungsmenge ein. Die im Darm enthaltene Kotmenge wirkt auch ihrerseits wieder auf die Darmbewegung und damit auf die Stuhlentleerung günstig ein.

Die Kost, das wichtigste Hilfsmittel in der Behandlung eines an Stuhlverstopfung Leidenden, muß sich demnach aus zwei Teilen zusammensetzen, aus der hauptsächlich der Erhaltung des Körperbestandes dienenden Ernährungskost, die aus Suppen, Fleisch, mehl- und zuckerhaltigen Speisen, Weißbrot und ähnlichem, Eiern, Käse und Teigwaren besteht, für den Stuhlgang aber wegen ihrer guten Verdaulichkeit nur von geringem Einfluß ist, und aus der daneben einzunehmenden Abführkost, die auf Stuhlbeförderung hinzielt. Diese muß sich nach dem oben Gesagten zusammensetzen aus: 1. Kotbildenden Nahrungsmitteln. Das sind die groben Brotarten (Schrot-, Graham-, Roggen-, Kommiß-, Simonsbrot, Pumpernickel, Honigbrot, Fruchtbrot), ferner Kartoffeln und Gemüse, von letzteren namentlich die gröberen Sorten (Kohlarten, Erbsen, Bohnen, Linsen). Wo diese etwa durch zu starke Gasbildung belästigen sollten, kann man durch Pürieren diesem Übelstande leicht abhelfen. 2. Den die Darmtätigkeit anregenden Nahrungsmitteln. Dazu gehören die Früchte, Kompotte, Marmeladen, Mehlspeisen mit Früchten, Backpflaumen, Zwetschenbrühe, Trauben, Rosinen, Korinthen, Feigen, Datteln. Zu vermeiden wären von Früchten nur die stopfenden Heidelbeeren. Wo rohes Obst Gasbildung verursacht, beschränkt man sich auf gekochte Früchte (Kompotte). Ferner gehören hierher die

Milch und ihre Abkömmlinge, wie Sauermilch, Buttermilch, Molken, Joghurt, Milchzucker, Quark, Schlagsahne, dann Honig, Butter und überhaupt alle Fette und Öle. Diese letzteren machen den Kot geschmeidig und erleichtern so seine Fortschaffung im Darm. Sehr anregend wirkt auch frisches Wasser, namentlich morgens nüchtern, schluckweise, eventuell mit etwas Salz zu trinken.

Alle diese zur Abführkost gehörenden Dinge dürfen natürlich nicht nur gelegentlich genossen werden, sondern müssen regelmäßig und in richtiger Weise über den ganzen Tag verteilt in der Kost des Kranken vorkommen, was sich ja bei den verschiedenen Mahlzeiten leicht bewerkstelligen läßt. — Auch die Temperatur der Speisen und Getränke ist nicht ohne Einfluß. Häufig wirken kalte Getränke stuhlfördernd. In manchen Fällen ist auch reichlicheres Salzen und Würzen der Nahrung nützlich. Gelegentlich kann fleischlose, rein vegetarische Kost, für einige Zeit genossen, von Nutzen sein. — Daß natürlich stopfende Speisen und Getränke, wie Heidelbeeren, Rotwein, Kakao, Schokolade, sehr starker Tee, vermieden werden müssen, wurde bereits erwähnt und versteht sich von selbst. Diesen stopfenden Nahrungsmitteln reiht sich die Menge derjenigen Speisen an, die zwar nicht stopfend wirken, aber infolge ihrer leichten Verdaulichkeit fast restlos im Darm aufgesaugt werden, für die Kotbildung und Entleerung also nicht in Betracht kommen. Es sind dies in der Hauptsache die sogenannten „leichten" Speisen, wie Suppen, zarte Fleischsorten und Fische, feine Brote und Gebäcke, Mehlspeisen, Gelees und so weiter. Diese sollen zwar nicht ganz aus dem Kostzettel gestrichen werden, ja, wir können sie als Erhaltungsnahrung gar nicht völlig entbehren; sie müssen aber gegenüber der eigentlichen Abführkost zurücktreten.

Ebenso wichtig wie die Diät, die allein nur selten zum Ziele führt, sind bei der Bekämpfung der chronischen Stuhlverstopfung allerhand physikalische Maßnahmen. Zu ihnen gehört vor allem die Regelung der körperlichen Bewegung. Der Kranke muß sich täglich und regelmäßig Bewegung machen, mindestens eine halbe Stunde gehen, am besten steigen oder, wo das nicht möglich ist, wenigstens etwas Gymnastik treiben, wenn auch nur täglich ein paar Minuten lang. Dies geschieht zweckmäßig gleich frühmorgens nach dem Aufstehen, und zwar sind dabei solche Übungen zu bevorzugen, bei denen der Bauch in Mitleidenschaft gezogen wird, also Rumpfbewegungen, tiefe Kniebeugen, Knie an den Leib ziehen, Ausfall und ähnliches. Empfehlenswert ist auch sportliche Betätigung, namentlich Reiten, Radfahren, Rudern, Schwimmen, Bergsteigen, Geräteturnen. Sehr zweckmäßig sind endlich verschiedene körperliche Betätigungen und Arbeiten, insbesondere Gartenarbeit, Graben, Holzsägen und -hacken und ähnliches.

Zu den weiteren nützlichen physikalischen Maßnahmen gehören Massage mit der Hand oder Apparatgymnastik, Elektrizität, Bäder, Duschen, Umschläge und sonstige Wasseranwendungen. All dies soll und kann im allgemeinen aber nur auf besondere ärztliche Anordnung und unter entsprechender Aufsicht angewandt werden.

Ein besonderes Wort ist noch den Einläufen und Klistieren zu widmen. In früherer Zeit hat man sich ihrer wahllos bedient und sicher manchen Schaden damit gestiftet. Man darf dabei vor allem nicht vergessen, daß sie ja nicht das eigentliche Übel, sondern nur ein Symptom bekämpfen, und daß sie in jedem Fall nur eine vorübergehende Erleichterung und Entleerung bewirken. Im Übermaß angewandt, führen sie leicht zu Reizzuständen.

Jedenfalls dürfen bei häufigerem Gebrauch nur reizlose Spülflüssigkeiten benützt werden. Im allgemeinen wird es gut sein, hierüber den Arzt zu befragen, der je nach dem Sitz der Erkrankung entscheiden kann, ob, in welcher Menge und Häufigkeit und unter Anwendung welcher Mittel Darmeinläufe jeweils brauchbar sein können. So hätte es keinen Sinn, kleine Mengen irgendwelcher Spülflüssigkeit in den Mastdarm einzuspritzen, wenn der Sitz der Stockung hoch oben im Darm liegt, oder umgekehrt große Spülungen zu machen, wenn der Kot unmittelbar hinter dem After stecken bleibt. Die in manchen Fällen recht nützlichen Ölkuren erfordern besondere Technik und Sachkenntnis, sind umständlich, zur Zeit auch recht kostspielig und sollten gleichfalls nur unter ärztlicher Anleitung und Aufsicht gebraucht werden.

Unterstützt werden all die bisher besprochenen Maßnahmen durch eine Reihe mehr erzieherischer Momente, zu denen als eines der wichtigsten Erfordernisse eine genaue Regelung der Lebensweise, namentlich im Hinblick auf Nahrungsaufnahme und Stuhlentleerung gehört. Die Mahlzeiten müssen regelmäßig über den ganzen Tag verteilt und sollen dann stets zur bestimmten Zeit eingenommen werden unter Berücksichtigung der gegebenen Diätvorschriften. Ferner muß sich der Kranke unbedingt daran gewöhnen, zu einer ganz bestimmten Tageszeit, ein- bis zweimal täglich, eine Stuhlentleerung herbeizuführen, wie das beim Gesunden für gewöhnlich von selbst der Fall ist. Der Kranke wähle sich dazu diejenige Zeit am Tage, die je nach Hausordnung und Berufstätigkeit am besten paßt, und reserviere sich dazu mindestens eine viertel bis eine halbe Stunde. Zu der einmal festgesetzten Zeit ist dann mit absoluter Regelmäßigkeit der Abort aufzusuchen, auch wenn zunächst kein Stuhldrang besteht,

und ein Versuch zu machen, der aber keinesfalls nach den ersten, vielleicht erfolglosen Minuten wieder abgebrochen werden darf, sondern ruhig eine viertel bis eine halbe Stunde lang fortzusetzen ist. Allmählich wird sich dann der Darm an pünktliche Verrichtung gewöhnen. Zweckmäßig ist dabei eine geistige Ablenkung von dem eigentlichen Akt durch Lektüre oder eventuell durch Rauchen, namentlich wenn das letztere eine gewisse Behaglichkeit und Beruhigung erzeugt. Auch wird dadurch manche nervöse Hemmung beseitigt. Mancher kleine Handgriff, wie Druck auf den Leib, Massage und dergleichen, kann zu Hilfe genommen werden. Durch das Festlegen der Stuhlentleerung auf eine bestimmte Tageszeit soll verhindert werden, daß der Kranke den ganzen Tag, womöglich noch während der Arbeit, an den Stuhlgang denkt und auf den Moment der Entleerung lauert. Die Aufmerksamkeit für dieses Geschäft soll sich nur auf die dafür bestimmte Stunde konzentrieren.

Mit Absicht ist die Besprechung der am häufigsten vom Laien ohne ärztliche Verordnung verwendeten Mittel, nämlich der zahlreichen Abführmittel, an den Schluß unserer Besprechung gestellt. Es soll dadurch zum Ausdruck gebracht werden, daß diese Abführmittel keineswegs unsere wichtigste Waffe im Kampfe gegen die chronische Verstopfung darstellen. Im Gegenteil! Sie sind vielfach keineswegs unbedenklich, ja, in vielen Fällen geradezu unzweckmäßig und schädlich. Zu ihrer richtigen und zweckmäßigen Anwendung bedarf es unbedingt einer genauen Kenntnis ihrer sehr verschiedenen Wirkungsweise und ihrer Angriffspunkte im menschlichen Darme, einer Kenntnis, die der Laie im allgemeinen natürlich nicht besitzen kann, zumal ihm meist unbekannt sein wird, welche wirksamen Stoffe in den zahllosen künstlichen Ab-

führmitteln jeweils enthalten sind. Im allgemeinen ist also vor dem wahl- und kritiklosen Gebrauch medikamentöser Abführmittel, besonders vor der langdauernden Verwendung eines und desselben oder sehr stark wirkender Medikamente dringend zu warnen. Das Ziel bei der Behandlung der chronischen Stuhlverstopfung soll immer sein, möglichst ohne Abführmittel auszukommen. Natürlich wird sich dieses Ziel in manchen Fällen nicht erreichen lassen, und man muß wohl oder übel zu medikamentöser Nachhilfe greifen. Dann aber überlasse man unbedingt dem Arzt die Wahl des oder der anzuwendenden Mittel und schade sich nicht selbst durch eigenes Herumpfuschen. Vor allen Dingen ist auch bei unumgänglicher Verwendung von solchen Mitteln darauf zu achten, daß von Zeit zu Zeit mit dem Medikament gewechselt wird, da sonst allmählich Gewöhnung und damit Unwirksamkeit eintritt. Sehr stark wirkende Abführmittel sollten nur selten und in Ausnahmefällen angewandt werden. — Häufig sind auch Trinkkuren in Badeorten mit geeigneten Quellen, wie Karlsbad, Marienbad, Homburg, Kissingen, Mergentheim, von Nutzen. Doch sollen auch solche Kuren nur unter Leitung der Badeärzte, die mit den Wirkungen und Eigenschaften der Quellen des Orts vertraut sind, aber nicht auf eigene Faust durchgeführt werden. — Einspritzungskuren mit Stoffen, die die Darmbewegung anregen sollen, haben bisher noch nicht zu eindeutigen und befriedigenden Ergebnissen geführt.

Mögen diese Zeilen zur Aufklärung über die Wichtigkeit des besprochenen Leidens beitragen und manchen Schaden, der durch unsachgemäßes und falsches Verhalten solcher Kranken entstehen kann, verhüten helfen.

Der Schäferlauf zu Markgröningen

Von Karl Stöckle / Mit 2 Bildern

Wir erleben es heute recht eindringlich, von welcher Bedeutung die Viehhaltung ist, denn nicht nur das Fleisch der Tiere dient zur Nahrung, auch die Milch ist unentbehrlich und nicht weniger die Wolle der Schafe und das Leder für Schuhe und andere Zwecke. Uralte Überlieferungen wissen von Hirten und Schäfern zu erzählen. Den Hirten auf dem Felde verkündeten die Engel die Geburt des Heilands. Vom Gedeihen der Herden hing der Wohlstand ab, und die Weidewirtschaft ist deshalb von jeher wichtig gewesen. Durch zahlreiche symbolische Handlungen pflegte man sie unter den Schutz der Götter zu stellen; beim Aus- und Eintrieb der Tiere wurden Feste gefeiert, und so mancher Brauch aus alten Zeiten hat sich bei der Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Die ewig gleiche Natur hat den Landleuten den konservativen Sinn gepredigt, der bei dem bedächtigen Sinn unserer Vorfahren Aufnahme und Pflege gefunden hat. Nicht zuletzt sind es heute noch Hirten und Schäfer, die vieles Alte bewahren. Die Untätigkeit ihres Körpers bei ihrer leichten Arbeit nötigt ihren Geist zur Regsamkeit. Sie beobachten die Natur, den Zug der Wolken, das Wetter. Sie achten auf allerlei Kräuter, die zu Heilzwecken brauchbar sind. So sind unsere Schäfer zu Wetterpropheten und Wunderdoktoren geworden.

Wenn auch die mit dem Ackerbau verbundenen Sitten und Bräuche vielgestaltiger und eigenartiger sind, so haben doch auch Hirten und Schäfer mancherlei Bräuche.

Das Advent- oder Hirtenblasen wird zwar nur noch an wenigen Orten geübt. Die uralten Hirtentänze erloschen teilweise schon im Anfang des vorigen Jahr-



Wettlaufen mit Wasserkübeln beim Schäferlauf zu Markgröningen.

hunderts. In Rothenburg ob der Tauber tanzten voriges Jahr nach langer Zeit die Schäfer wieder einmal auf dem Marktplatz. Auch der sogenannte „Schäferlauf" hat sich in Württemberg bis jetzt erhalten.

Am Bartholomäustag, dem 24. August, versammelten sich seit alters die sämtlichen Schäfer des württembergischen Unterlandes zu Markgröningen, um ihre Leggelder in die gemeinschaftliche Lade abzugeben und Innungssachen vor dem Schäfergericht abzumachen. Dann zogen schon mit dem frühesten Morgen Schäfer und Schäfermädchen Arm in Arm, bei Dudelsackgebrumm, Querpfeifenton und Schalmeienklang dem Städtchen zu. Um acht Uhr begab sich ein Trupp der Schäferältesten mit Knotenstäben, von der Stadtmiliz begleitet, mit der Schäferlade und Fahne, mit silbernen Schippen und anderen Insignien, unter Trommelwirbel und Schalmeienmusik vor die Wohnung des Obmanns und geleiteten ihn nach dem Rathaus, wo die versammelten Schäfer ihre Leggelder entrichteten und das Schäferzeichen erhielten. Dann zogen sie alle zur Kirche. Voran die Vorsteher der Stadt, hinter ihnen die Fahne und Wache; den Schluß bildeten die Schäfer. Nach der Predigt zogen sie hinaus aufs Stoppelfeld, wo der Schäfer- oder Hammellauf stattfand. Die Schäfermädchen und Burschen stellten sich gemeinschaftlich auf. Zuerst rannten die Jünglinge und dann die Mädchen, sämtlich barfuß. Ein Hammel war der Preis für die Burschen, ein Schaf für die Mädchen; seltener ein Kleidungsstück oder eine Gabe aus Silber. Das siegende Paar wurde mit „goldenen" Kronen geehrt, und im Triumph, die geschmückten Preistiere an einem Band führend, ging der Zug mit Musik in das Städtchen zurück. Der Schäferkönig und die Schäferkönigin eröffneten einen Tanz im Freien.

Der Markgröninger Schäferlauf läßt seine Spuren bis in das vierzehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Schon zur Zeit der Hohenstaufen hat man das Fest ge-



Der Schäferkönig und die Schäferkönigin beim Schäferlauf zu Markgröningen.

feiert, und aus dem Jahr 1443 finden sich in den Chroniken urkundliche Aufzeichnungen darüber.

Die Bahn, auf der der Lauf stattfindet, ist über dreihundert Meter lang. Spaßig ist einer der Wettläufe, bei dem die Mädchen einen gefüllten Wasserkübel unter möglichster Erhaltung seines Inhaltes auf dem Kopf an das Ziel tragen.

Es gibt eine Sage, die über die Entstehung des Schäferlaufes, als eines Festes der Treue, folgendes berichtet: Ein Graf von Gröningen hatte einen treuen Schäfer in seinem Dienst, der Bartel hieß, ehrlich war und in großer Gunst stand. Andere neidische Knechte verleumdeten ihn und raunten dem Grafen zu, Bartel verkaufe heimlich Schafe zu seinem eigenen Vorteil. Der Graf ritt einst ins Feld, kam aber nach einiger Zeit als Metzger verkleidet in des Schäfers Hütte und suchte Bartel durch Geld zu bestechen, ihm zwei der besten Hämmel ohne Wissen des Grafen zu verkaufen. Bartel ging nicht darauf ein. Als nun der Mann immer hartnäckiger auf seinem Wunsch bestand, ergrimmte Bartel und verprügelte ihn tüchtig mit seinem Schäferstab. Da gab sich der Graf zu erkennen und schenkte dem treuen Mann ein Paar Hämmel. Zur Erinnerung an diese Begebenheit stiftete er einen Festtag für die Schäfer. Wenn nun auch diese Sage als nachträgliche Erklärung des alten Brauches anzusehen ist, so blieb sie doch bis heute lebendig, denn an diesem Schäfertag steht ein historischer Festzug aus dem Mittelalter mit dem Gröninger Grafen, umgeben von Reisigen und Schäfern, im Mittelpunkt.

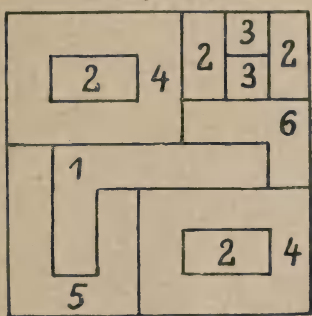
Heuer war der Zulauf größer als je; es dürften fast achtzehntausend Gäste dagewesen sein. Siebzig Schäfer und Schäferinnen hatten sich zum Wettlauf gemeldet. Unter dieser Zahl wurden aus einer 1870 von Kameral=

verwalter Unfried errichteten Stiftung Gaben verlost. Dann erfolgte in alter Weise der Aufmarsch des Festzugs zur Bartholomäuskirche. In seiner Ansprache erinnerte der Geistliche daran, daß man angesichts der Zerstörung, die das über unser Vaterland hinweggezogene Unwetter hinterlassen hat, sich wieder auf das Gute im Geiste der alten Zeit besinne, die auf Treue hielt und die Lüge verabscheute.

Diesmal errangen Alice Kern von Rommelsbach und Fritz Gauß von Aldingen die Schäferkronen. Dem Königspaar huldigten Markgröninger Mädchen mit einem hübschen Reigen.

Nachmittags wurde das Festspiel „Der treue Bartel" aufgeführt. Ein Tanz im Rathaus schloß die Feier. Bei solchen Volksfesten empfindet man immer wieder mit Bedauern, daß so viele andere Bräuche erloschen sind, und man freut sich, das Volk wieder einmal in würdiger Weise froh und heiter zu sehen.

Zerlegaufgabe



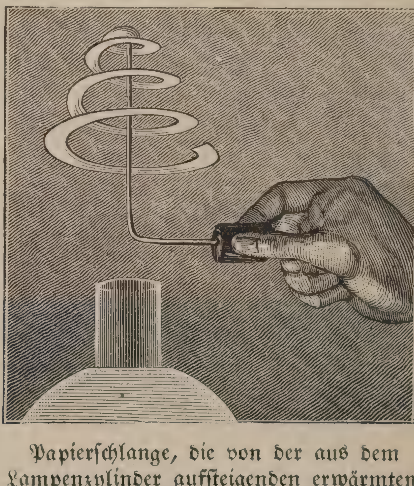
Aus den Teilen des Quadrates ist der Name eines ehemaligen deutschen Fürstentums zu bilden. Hans v. d. Mürz.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Zukunft des Freiballonsportes

Von G. Hermann Röder / Mit 4 Bildern

Nachdem sich nach jahrelanger, durch den Krieg bedingter Unterbrechung Frankreich und Amerika wieder zu internationalen Ballonwettfahrten rüsten, beginnt auch in Deutschland der Freiballonsport sich wieder zu beleben. Schon im Frieden war die Freiballonfahrt, die der Wissenschaft der Wetterkunde und Lufterforschung diente, kostspielig.



Papierschlange, die von der aus dem Lampenzylinder aufsteigenden erwärmten Luft gedreht wird.

Soll heute der Freiballonsport wieder aufblühen, so ist die erste Grundlage dafür ein möglichst billiger Betrieb, denn es dürfte unmöglich sein, daß sich bei den teuren Preisen für Gas, Takelage, Ballonstoff, für Gummi und andere Materialien, die zum Ballonbetrieb benötigt werden — von Arbeitslöhnen für das Füllen und Instandhalten der Ballone ganz abgesehen —, eine größere Zahl Ballonfahrer zur Ausübung des Sportes zusammenfindet.



Aufstieg der Montgolfiere in Versailles am 19. September 1783.

Natürlich wird, wie es die jüngste Zeit bewies, wohl da und dort ein Ballonaufstieg zustande kommen, aber von einem regelrechten, eifrig betriebenen Ballonsport wird doch nicht die Rede sein können. Da nun auch die Wissenschaft daran interessiert ist, daß der Ballonsport bald wieder aufblüht, so müssen Mittel und Wege gefunden werden, die seine Ausübung mit möglichst geringen Kosten ermöglichen. Aus diesen Gründen hat man sich in Frankreich nach einem billigeren Füllmittel umgesehen. Man will im Geburtslande Montgolfiers wieder zu dessen Methode zurückkehren und die Freiballone mit heißer Luft füllen, die auf billigere Weise zu beschaffen ist als Gas; sie erfordert auch zur Hülle nicht so dichte, gummierte, also nicht so teure Stoffe, da durch eine sinnreiche Einrichtung heiße Luft auch während der Fahrt erzeugt wird, so daß Verluste durch Ausströmen aus der weniger dichten Hülle dauernd ergänzt werden können. Das Hochsteigen des Ballons erzielt man bekanntlich auf die Weise, daß man das von der Hülle eingeschlossene Gas- oder Luftquantum leichter macht als eine gleich große Menge Außenluft. Die gewöhnlichen Füllmittel Leuchtgas oder Wasserstoff sind bedeutend leichter als atmosphärische Luft. Auch heiße Luft hat je nach dem Grade der Erwärmung ein geringeres Gewicht als Luft unter normalen Verhältnissen, besitzt also einen gewissen Auftrieb. Hält man beispielsweise ein kleines Papierstückchen über den Zylinder einer brennenden Lampe und läßt es dann los, so wird es von der im Zylinder erhitzten und nach oben strebenden Luft mit emporgerissen. Montgolfier brachte seine Heißluftballone zum Steigen, indem er mittels Stroh- und Reisigfeuer die Luft seiner Ballone erwärmte. Die Franzosen wollen nun neuerdings die zur Erwärmung

der Luft nötige Hitze durch Verbrennen von Paraffinöl erzeugen, das in geeigneter Weise durch Düsen ge-



Aufstieg der Montgolfiere bei Château de la Muette mit Pilâtre de Rozier und Marquis d'Arlandes am 21. November 1783.

spritzt, dadurch vergast, dann mit Luft gemischt und verbrannt wird, so daß eine heiße Flamme entsteht, die wiederum die Luft im Balloninnern auf höhere Tem-

peraturen bringt. Da Heizöl im Verhältnis zu dem sonst verwandten Füllgas viel billiger ist, auch bequem für längere Flüge in geeigneten Behältern im Ballonkorb mitgeführt werden kann, so darf man im Interesse der



Seidenpapierluftballon, der durch erwärmte Luft zum Aufstieg gebracht wird.

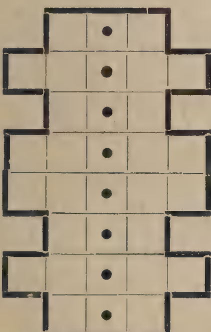
Fortentwicklung des Freiballonsportes auf den Ausfall der französischen Versuche gespannt sein.

Ein Nachteil haftet dieser Betriebsart insofern an, als man die Erwärmung nicht so weit treiben kann, daß der Auftrieb der heißen Luft dem des Wasserstoffes oder Leuchtgases pro Volumeneinheit gleichkommt. Man wird also, um ein gewisses Gewicht emporheben zu

können, den Ballon größer gestalten müssen, als dies bei Gasfüllung nötig ist. Doch auch diese Schwierigkeit werden die Ballonkonstrukteure durch leichtere Ausführung der Hülle und Takelage zu überwinden suchen.

Es wäre zu wünschen, wenn trotz der wirtschaftlich schlechten Lage oder vielleicht gerade deshalb auch deutsche Ingenieure sich eingehender mit der Freiballontechnik beschäftigen wollten, um so Hand in Hand mit Ballonfahrern den deutschen Freiballonsport wieder auf die alte Höhe zu bringen. Daß es an gutem Willen nicht fehlt, beweisen die neuerdings wieder zahlreicheren Ballonaufstiege, die von deutschen Luftfahrtvereinen unternommen worden sind.

Füllrätsel



1. Geistlicher Würdenträger.
2. Seeräuber.
3. Arkadischer Schutzgott der Hirten.
4. Gesellschaftsspiel.
5. Römische Göttin.
6. Per önliches Fürwort.
7. Teil eines Stuhles.
8. Geistiges Getränk.

Die Buchstaben A A A A, B, C, E E E E, H H, I I, L L, M, N N, O O, P P, R, S, T T T T T T, V sind in die Felder obiger Figur derart einzutragen, daß die wagrechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden und die mittelste senkrechte Reihe ein Musikinstrument bezeichnet. D. Weber-Schalck.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Unser erstes Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser, die Bestimmungen auf der zweiten Anzeigenseite vor dem Text dieses Bandes für die Einsendung der Lösungen unserer Preisrätsel zu beachten

Mannigfaltiges

Wie man Vögel in der Luft mit der Angel fängt

Wem fiele bei dieser Überschrift nicht Wilhelm Busch ein? Max und Moritz, der Schrecken aller geruhsamen Leute, sie waren es ja, die es fertigbrachten, die Hühner der Witwe Bolte auf höchst raffinierte Weise zu angeln. Wie sie das anstellten, weiß ja doch jedermann. Wäre es nicht ein ernst zu nehmender Mann, wie Washington Irving, der zugesehen hat, wie Vögel aus der Luft geangelt wurden, möchte man denken, es handle sich um eine der vielen Aufschneidereien Münchhausens, der ja unerschöpflich war im Erfinden haarsträubendster Jagdabenteuer. Irving verlebte gegen Ende des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts eine Zeit in der romantischen Alhambra bei Granada. Dort lernte er allerlei wunderliche Leute kennen, die in den maurischen Ruinen hausten. Unter diesen zerlumpten „Söhnen der Alhambra", die „nichts besitzen, nichts tun und für nichts sorgen", hatte er wiederholt beobachtet, wie ein langer, magerer Bursche, der auf die Spitze eines der alten Türme gestiegen war, zwei bis drei Angelruten handhabte, als ob er nach den Sternen angelte. Er vermochte sich die Bewegungen dieses Luftfischers auf keine Weise zu erklären, und seine Verwunderung vermehrte sich, als er auf verschiedenen anderen Stellen der Turm- und Mauerzinnen und Bastionen andere Burschen in gleicher Weise beschäftigt sah. Er fragte seinen Diener Mateo Ximenes, der auf der Alhambra geboren war, und der erklärte ihm das rätselhafte Tun. Die alten Baulichkeiten waren ein überaus fruchtbarer Brüteplatz für Haus- und Mauerschwalben, die zu vielen Tausenden die Türme umschwärmten. Diese Vögel durch Angeln, woran Fliegen als Köder steckten, zu fangen, war eines der Lieblingsvergnügen der zerlumpten Müßiggänger, die mit dem Taugenichtsscharfsinn echter Faulenzer die Kunst erfunden hatten, Vögel in der Luft zu angeln, die gebraten in ihre Mägen wanderten. A. Prck.



Abbildung 1.



Abbildung 2.



Abbildung 3.

Keramische Münzen und Mittelstandsnothilfe

Wer einmal in öffentlichen Kunstsammlungen die dort aufbewahrten Münzen aller Art aufmerksam betrachtet, dem werden bald die Augen darüber aufgehen, wie hoch in vergangenen Jahrhunderten die Kunstübung des Stempelschneidens und der Metallprägung entwickelt war; Erfindungsgabe, Formgebung und technisches Können standen auf beneidenswerter Höhe. Getrost darf gesagt werden, daß im ganzen Reiche an allen alten Münzstätten mit nur wenigen Ausnahmen bedeutende Leistungen selbstverständlich waren. Dann kam die „traditionslose schreckliche Zeit", in der sich das einstige Können immer mehr verlor und jeder von selbst neu und auf sich allein gestellt zu arbeiten beginnen mußte. Künstlerisch immer belanglosere Erzeugnisse kamen heraus, aber die Technik des Prägens nahm an Sauberkeit und Gleichmäßigkeit ständig zu. Versuchte man einmal zu Jubiläumszeiten etwas Besonderes zu bieten, so zeigte sich erst recht,

wie weit das künstlerische Vermögen der Modelleure und Graveure von dem abwich, was früher geleistet werden konnte. Wir haben nun einen neuen Reichsadler. Aber wie belanglos sind die verschiedenen Abwandlungen der heraldisch gegebenen Form im Vergleich mit den vielgestaltigen Auffassungen und Durchbildungen der Reichsadler auf alten Münzen! Ein flüchtiger Blick auf unsere Abbildungen genügt, um das recht deutlich werden zu lassen. Nun sollen wir demnächst eine Verfassungsdenkmünze und neues Hartgeld erhalten. Wenige jedoch werden in nächster Zeit von diesen Münzen etwas zu sehen bekommen, denn Händler und Sammler werden diese Stücke so rasch wie möglich und um jeden Preis an sich zu bringen suchen. Es wird eben aus allem Geschäft gemacht. So sind ja auch die anfänglich zur Ausgabe für den Geldverkehr geplanten keramischen Münzen, das Meißner Porzellangeld und die Stücke aus Bunzlauer Töpferton gleich nach ihrem Erscheinen verschwunden und werden nun von Sammlern eifrig



Abbildung 4.



Abbildung 5.



Abbildung 6.



Abbildung 7.



Abbildung 8.

gehütet, die alle hoffen, einst daran zu verdienen, wenn diese Raritäten noch seltener geworden sind. Auch die Stuttgarter Münzen der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur gelangten bald in sichere Hände. Und das war gut, denn die Stadtverwaltungen ließen diese kleinkeramischen Erzeugnisse herstellen, um die aus dem Reingewinn sich ergebenden Überschüsse zur Stillung der Mittelstands- und anderer Nöte zu verwenden. Diesem Beispiel folgend entschlossen sich nun auch die altangesehenen einstigen Münzstädte Schwäbisch-Hall und Ulm a. d. D., durch die bekannten „Württ. Majolikawerke in Gaildorf" Münzen aus dem in der Farbe kupferähnlichen Böttgerporzellan in künstlerischer Ausführung herstellen zu lassen.



Abbildung 9.

Die bisher in Hall zur Ausgabe gelangte erste Reihe wird bei vielen Liebhabern Anklang finden. Auf der Vorderseite (Abb. 1) befindet sich die Ansicht des alten Schlosses Comburg, auf der Rückseite (Abb. 2) das Wappen der Stadt mit der Jahreszahl 1545, das Prägungsjahr der Erinnerungsmünze an den Besuch Kaiser Karls V. Drei weitere

Stücke der zweiten Reihe gelangen nur in beschränkter Zahl zur Ausgabe. Auf der Vorderseite befindet sich das historische Weilertor, das Langenfelder Tor und ein Salzsiederpaar in der malerischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Die künstlerisch durchgebildeten Stücke werden von Sammlern stark begehrt und bald aufgekauft sein.



Abbildung 10.

Von Gaildorf gelangt ein Stück zur Ausgabe, das ebenfalls selten zu werden verspricht, und zwar handelt es sich um eine in drei Farben prangende Erinnerungsmünze an die Verleihung des Reichsschenkenbechers. Auf der Vorderseite (Abb. 4) ist der von Kaiser Maximilian verliehene Becher dargestellt, die Rückseite (Abb. 5) trägt das alte Stadtwappen Gaildorfs mit den fränkischen Zacken, den Limburger Streitkolben und einem Floß. Neben dem Wappen finden sich je zwei gekreuzte Floßhaken.



Abbildung 11.

Die Stadt Ulm a. d. D. brachte fünf Serien heraus, die als eigenartige Überraschung gelten dürfen. Ein altulmischer Regimentstaler aus dem Jahre 1622 feiert seine Auferstehung in Böttger=



Abbildung 12.

porzellan. Auf der Vorderseite (Abb. 7) ist die Ansicht eines Teiles der alten Festungswerke, überragt vom Münster in seiner damaligen Erscheinung samt Häusern und einigen Bauwerken der Stadt, zu sehen. Die Rückseite (Abb. 8) ist geziert mit acht Wappen altulmischer Patrizierfamilien. Beachtenswert ist ein Ulmer Taler, der einst zwei Jahre früher geprägt wurde, der auf der Vorderseite (Abb. 10) das Wappen der Stadt und auf der Rückseite (Abb. 11) den Reichsdoppeladler in prächtiger Stilbehandlung trägt. Auch ein viereckiger Gulden vom Jahre 1704, der vorn das Stadtwappen (Abb. 3) und rückseitig den Doppeladler mit aufsteigendem Kreuz zeigt (Abb. 6), wird seine Liebhaber finden. Ein charakteristisches Stück ist der ulmische „Dreibätzner", der gleichfalls vorn (Abb. 9) ein zierlich umrahmtes Stadtwappen und rückwärts (Abb. 12) den Reichsadler aufweist. In der damaligen Wertstufe folgt nun noch ein Kreuzer von 1773.

Hoffentlich wird auch die Stadt Ulm mit den technisch gelungenen Nachbildungen guten Erfolg haben, dies ist umsomehr erwünscht, als der Reinertrag, von den Städten zu gemeinnützigen Zwecken bestimmt, manche Not lindern soll. St. St.

Lobgedicht auf den Kaffee

Daß man sich zur Ankündigung irgend einer Ware kürzerer oder längerer Reimereien bediente, ist nichts Ungewöhnliches. So ließ vor etwa hundert Jahren ein Kaufmann folgendes Gedicht auf den Kaffee in einer Zeitung abdrucken:

„Brauner Mark- und Beindurchdringer,
Zuckersüßer Schlafbezwinger,
Herzensbalsam, Zungenschwenker,
Wundertrank für große Denker;
Lieblichfeiner, allerbester
Kummerstiller, Leidenströster;
Aller Grillen Totengräber,
Seelenfreund und Freudengeber;
Katzenjammer-Schnellvertreiber,

Lindrer qualbedrängter Leiber,
Hausfreund, Liebling aller Weiber;
Krämpfestiller, Zeitverkürzer,
Allbeliebter Freundschaftswürzer,
Gönner der Nikotinianer,
Raucher, Qualmer, Gurgelbahner,
Alter Jungfern letztes Labsal
In des Lebens bittrer Trübsal
Ist allein nur der Kaffee,
Tilget allen Schmerz und Weh.
Kauft euch diesen Labetrunk
Rasch bei Adam Kunz und Funk. Ed. Ort.

Pflege und Erhaltung der Zähne

Während die Zähne bei wilden Völkern ohne besondere Pflege meist in gutem Zustand sind, bedürfen sie bei uns zur Gesunderhaltung ständiger Fürsorge und häufig auch der Behandlung des Facharztes.

Schon das Zahnen der Kinder ist so wichtig in der Entwicklung, daß ihm die sorgfältigste Beachtung zu schenken ist. Die sogenannten Milchzähne sollten niemals herausgezogen werden, es sei denn, daß besondere vom Arzt zu bestimmende Gründe dafür vorliegen. Die zweiten Zähne kommen hervor, sobald die ersten hinweggenommen sind, und wenn das durch Wegnahme der Milchzähne zu früh geschieht, so erreichen sie nicht die nötige Stärke und Vollkommenheit; sie sind bei dem geringsten Anstoß verloren. Gleichfalls sollte man das Ausziehen der hinteren Zähne, um den vorderen, angeblich zu eng stehenden Zähnen Platz zu schaffen, unterlassen. Die zweiten Zähne sind bereits in ihrer ganzen Ausdehnung entwickelt, dagegen erweitern sich allmählich die Kinnbacken und geben den nötigen Raum für alle Zähne, auch für die im späteren Alter kommenden Weisheitszähne. Ebenso unterlasse man ein Feilen der zu dicht stehenden Zähne. Man nimmt ihnen dadurch ihre Festigkeit und Stärke.

In den Jahren zwischen fünfzehn und dreiundzwanzig neigen die Zähne besonders leicht dazu, zu verderben. Für diese Zeit ist be-

sondere Sorgfalt aufzuwenden. Ein häufiges Ausspülen des Mundes mit lauwarmem Wasser, in das man einige Tropfen Myrrhentinktur träufelt, ist dem Erhalten der Zähne außerordentlich dienlich. Auch beim Putzen gehe man nicht zu resolut vor, verwende stets eine mäßig weiche Bürste und reibe vom Zahnfleisch abwärts nach den Spitzen zu. Niemals bringe man ein Tuch an die Zähne, vermeide auch so viel als möglich das Herumstochern in ihnen. Gebraucht man aber einen Zahnstocher, so darf er niemals aus Metall bestehen. Was nun das Zahnputzmittel anbetrifft, so ist es schwer, zu einem bestimmten zu raten. Dasselbe Zahnputzmittel kann für die Zähne des einen außerordentlich gut, für die eines anderen von Nachteil sein. Am besten ist es, den Zahnarzt deswegen um Rat zu fragen. Dasselbe gilt von den Mitteln gegen Zahnschmerzen. Nur in den Fällen, wo die Schmerzen aus örtlichen Ursachen entstehen, wo der Zahn hohl, der Nerv bloßgelegt ist, können äußere Mittel, wie Nelkenöl und dergleichen, helfen. Alle diese Mittel verlangen aber große Vorsicht. Personen, die oft an Zahnschmerzen leiden, sollten sich vor dem Genuß von Säuren und Gewürzen hüten, besonders aber vor Erkältung in acht nehmen.

Das Einsetzen falscher Zähne, das heute eine zur Vollkommenheit gebrachte Kunst geworden ist, ist durchaus keine Eitelkeit, es ist in sehr vielen Fällen sogar unbedingt notwendig für die Gesundheit des Körpers, besonders des Magens, und deshalb dringend anzuraten, wo die natürlichen Zähne fehlen oder schlecht geworden sind. M. Tr.

Der wunderliche „San Biman" im Gran Chaco

Wenn es nun auch dreißig Jahre her ist, daß sich folgendes in Paraguay ereignet hat, so wird man die Geschichte doch gerne hören, wie Bismarck dort zu einem wundertätigen Heiligen geworden ist. Ein Deutscher brachte sich von Corrientes einen farbigen Öldruck mit, der Bismarck in der Kürassieruniform zeigte. In seiner Waldhütte, etwa zehn Leguas vom Paraguayfluß abgelegen, also dort, wo die Zivilisation zu Ende ist und Hase und Fuchs einander gute Nacht sagen, hängte der Kolonist das

Bild auf. Eines Tages kamen zwei Frauen, die in der Nähe von Bermejo wohnten, zu ihm in die Hütte. Kaum erblickten sie das Bild, da äußerten sie ihr Erstaunen über den Heiligen. Der stattliche Mann in der Kürassieruniform, mit den Orden und dem Kreuz auf der Brust und dem Säbel, dem „großen Messer", stach ihnen in die Augen. Alle Erklärungen halfen nichts, sie blieben bei ihrer Überzeugung.

Einige Tage danach mußte der Kolonist verreisen, und als er zurückkam, fand er vor dem Bildnis unverkennbare Wachsspuren. Auf seine Fragen sagte man ihm, daß die zwei Frauen wieder dagewesen wären, weil sie daheim einen Verwandten hätten, der schon lange krank läge, und da kein Arzt und keine Bitte bei einem Heiligen bis dahin geholfen hätten, so wollten sie es einmal mit dem „Weißen, der das große Messer hätte", versuchen. Deshalb hätten sie vor ihm Lichter angezündet, sich hingesetzt und gewartet, bis die Kerzen verbrannt seien.

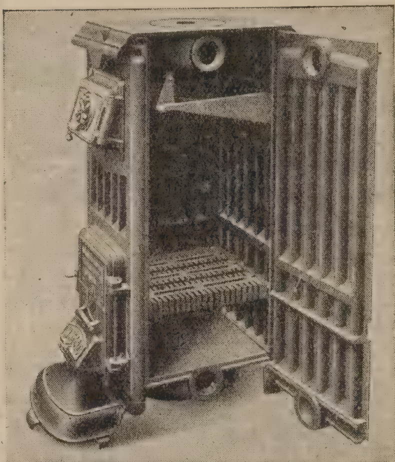
Nach etwa drei Wochen kamen die beiden Frauen mit einigen Freundinnen und ein paar Männern angesprengt. Sie erzählten in größter Freude, daß ihr Verwandter nun wieder ganz gesund geworden wäre, und da dies der „San Biman" bewirkt habe, möchten sie das Bild des Heiligen gern besitzen. Sie waren bereit, alles zu geben, was der Kolonist dafür verlange. Und einen schönen Altar sollte „San Biman" auch bekommen. Der gute Deutsche sah ein, daß man ihm doch nicht glauben würde, wenn er auch noch so klar zu beweisen versuchte, wer auf dem Bild dargestellt sei. So gab er nach.

Am andern Tag wurde das Bild in bestes Tuch eingepackt, und die glücklichen Besitzer ritten damit befriedigt heim. Br. Ell.

Wirtschaftlich vorteilhafte Warmwasserheizung auch für kleinere Wohnungen

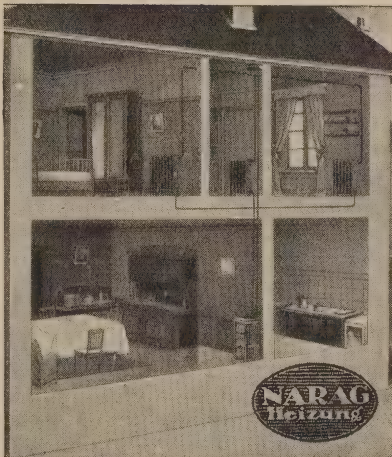
Zentralheizung mit Warmwasser- oder Dampfleitung durch das ganze Haus kommt für kleinere Verhältnisse nicht in Betracht und ist bei der jetzigen Kohlenknappheit vielfach undurchführbar. Dagegen kann der Narag-Zimmerheizkessel mit angeschlossenen Radiatoren, durch die Dampf in weitere

Räume der Wohnung geleitet, also mehrere von einer Stelle aus erwärmt werden, ganz besonders für kleine Wohnhausbauten, Siedlungshäuser, in sich geschlossene Etagenwohnungen, aber auch Läden mit Nebenräumen empfohlen werden. Er ist aus Gußeisen äußerst standhaft hergestellt, hat aber so gefällige Formen und nimmt so wenig Platz in Anspruch, daß er ebensogut in jedem Zimmer wie in der Küche aufgestellt werden kann, und ein besonderer Kellerraum wie bei gewöhnlichen Zentralheizungen ist nicht nötig. Der Naragkessel dient wie andere Öfen zunächst zur Heizung eines einzelnen Raumes, erwärmt jedoch je nach Bedarf zu gleicher Zeit auch die durch Rohrleitungen angeschlossenen vier- oder sechssäuligen Heizkörper, „Radiatoren" genannt, in anderen Zimmern. Er hat ein geräumiges Füllmagazin für lange Brenndauer, wassergekühlte Wandungen und einen Schüttelrost. Als Brennstoff eignet sich am besten Gaskoks in kleiner Stückform. Man kann aber auch Anthrazit, Steinkohlen und Steinkohlenbrikette feuern und dann Dauerbrand auch über Nacht unterhalten. Die Beschickung ist denkbar einfach und erfolgt durch die vordere Falltür. Die Regulierung ist leicht zu handhaben und erfolgt durch Frischluftzuführung vorn am Kessel und eine Drosselklappe im Rauchrohr. An den glatten Wandungen des Naragheizkessels können sich Ruß und Flugasche kaum ansetzen. Man kann aber von Zeit zu Zeit den



Narag-Zimmerheizkessel.

Rauchabzug durch Reinigungstüren, die vor der Klappe angebracht sind, unschwer säubern, und je gründlicher und häufiger dies geschieht, desto wirtschaftlicher gestaltet sich der Heizverbrauch, wie ja jede Hausfrau weiß, daß ein schlecht gekehrtes, vollgesacktes Ofenrohr meist die Ursache mangelhaften Brennens und geringer Erwärmung ist. Bei Benützung des Naragheizkessels wird eine ganz erhebliche Brennstoffersparnis erzielt, indem der Verbrauch der jeweiligen Außentemperatur durch die Regulierung angepaßt wird. Man braucht weniger Zeit zur Besorgung der Heizung und der Aschenentnahme, weil es sich ja statt um mehrere Öfen in verschiedenen Räumen nur um einen handelt, und so spart man Zeit und Mühe, unter Umständen Geld für Hilfspersonal. So haben sich denn auch die Naragapparate sowohl in Familienwohnungen wie in Geschäftsräumen als eine der wirtschaftlich vorteilhaftesten und praktischsten Heizungen trefflich bewährt. Die Kohlenknappheit wird im kommenden Winter noch mehr Not machen als bisher. Wer daher bei rechter Zeit für die rationellste Heizvorrichtung sorgt, wird später die Anschaffung nicht zu bereuen haben, weil die Kohlenersparnisse die Ausgaben nach und nach bezahlt machen. H. R.



Dreizimmerwohnung mit Naragheizung.

Gold am unrechten Ort

Nahe bei einer großen Stadt trafen zwei Wanderer zusammen Der eine, ein schwarzhaariger Kerl, eilte dem anderen mit der

Zeichen der größten Freude entgegen und begrüßte den Braunen als alten Bekannten. Der so lebhaft Angesprochene wußte sich aber gar nicht zu erinnern, den freundlichen Menschen jemals gesehen zu haben. Allein der angebliche Freund bestand darauf und erzählte einige lustige Schwänke, die sie gemeinschaftlich erlebt haben sollten. Da nun der Wanderer auch davon nichts wissen wollte, kam es dahin, daß der Fremde behauptete, er hätte nie geglaubt, daß jemand einem andern so ähnlich sein könne, er gebe aber jetzt zu, sich geirrt zu haben.

Wie es nun unterwegs leicht geschieht, die Bekanntschaft war geschlossen, und so gingen die beiden miteinander weiter. Der schwarzhaarige Bursche fragte seinen Weggenossen, wohin er gehe; als er vernahm, daß er einer kirchlichen Feier beiwohnen wollte, warnte er ihn vor den Taschendieben, die bei solchen Gelegenheiten überall hinkämen, wo Leute in größerer Menge wären. Er schilderte das Geschick dieser Langfinger, die auch die verborgensten Taschen zu finden wüßten, recht anschaulich und riet dem Braunen, er solle seine Dukaten in den Mund nehmen, da wären sie am sichersten.

Als die Wandergesellen zur Kirche kamen, in die sich das Volk von allen Seiten herandrängte, stopfte der um sein bares Vermögen Besorgte die Dukaten in den Mund, und sein Begleiter schien das nämliche zu tun.

Während der Feierlichkeit stellte sich der Schwarzhaarige, als sei ihm etwas aus der Tasche abhanden gekommen; er suchte eine Weile auf dem Boden umher, bis es den Leuten auffiel und die Umstehenden fragten, was er verloren habe. Da behauptete er, daß ihm einige Goldstücke fehlten, und versicherte, daß er beobachtet habe, wie sein Nachbar sie im Mund verbarg; der Kerl würde sie vielleicht noch verschlucken, wenn man nicht rasch zugriffe. Die Leute drangen nun auf den Menschen ein, der sich sogleich, wie er reden wollte, verdächtig machte; es war ihm unmöglich, sich mit vollem Mund zu verteidigen. Man zwang ihn, die Goldstücke herauszunehmen; der Gauner griff danach und zog rasch damit ab. Bis es sich aufklärte, wie die Geschichte zusammenhing, war der Kerl längst verschwunden. J. Geb.

Man muß sich zu helfen wissen

Unter Studenten freute man sich schon lange darauf, daß einer der jungen Leute ein Faß Wein aus seiner Heimat erhalten sollte. Der Tag war schon bestimmt, da traf ein Brief des Vaters ein, der die Zuversicht des Gastgebers zuschanden machte; der Alte schrieb: „Du hast so wenig studiert, daß es nicht auch noch nötig ist, den schönen Wein zu vergeuden.“ Der Kredit war schwach, und so sah der junge Student dem Abend mit Bangen entgegen. Endlich aber stand doch ein Faß bereit. Gleich beim Eintritt nahm der Gastgeber jeden Neuangekommenen beiseite und sagte: „Heut wollen wir uns einen großen Spaß machen. Die Kerls sollen sich besaufen, daß sie einander zuletzt selber nicht mehr kennen. Wir beide trinken nur gefärbtes Wasser. Es ist alles so eingerichtet, daß ein Irrtum nicht möglich ist. Wir bleiben nüchtern und tun nur so, als wären wir auch nicht mehr bei Sinnen.“

Das Gelage begann, und bald gab es ein Höllengeschrei. Alle tranken gefärbtes Wasser, und jeder stellte sich, als ob er toll und voll sei. Befriedigt über den Erfolg gingen alle heim. Am meisten aber freute sich der Student über den Spaß. M. Erd.

Glück muß der Mensch haben

Wir sind heute so daran gewöhnt, daß jeder Mensch schreiben und lesen kann, daß sich niemand recht vorzustellen vermag, wie es möglich sein konnte, daß jemand, ohne diese elementaren Künste zu beherrschen, es in der Welt doch vorwärts bringen konnte. Um ein Theater zu erhalten, gehörte schon von jeher Geld, und so kam es, daß im alten Berlin ein Mann an der Spitze eines privaten Theaters stand, der wohl über die Mittel dazu verfügte, aber nie lesen und schreiben gelernt hatte. Einst befand sich dieser sonst überaus gerissene Mann in einer weinfröhlichen Gesellschaft, unter der sich viele seiner Theaterleute befanden. Man war in vorgerückter Stunde auf die Idee geraten, eine goldene Uhr auszuspielen. Jeder der Gäste gab zwei Taler, schrieb seinen Namen auf einen Zettel und warf ihn in einen Hut. Die Ziehung mußte sofort vorgenommen werden; der erste gezogene Zettel sollte ent-

scheiden, wem die Uhr gehöre. Der Theaterdirektor befand sich in Verlegenheit; er stellte sich, als ob er schriebe, rollte das leere Blatt zusammen und warf es in den Hut. Der Zufall wollte, daß gerade dieser Zettel gezogen werden sollte. Allgemeines Staunen, als das Blatt unbeschrieben gefunden wurde. Der erste Komiker der Bühne betrachtete den Zettel und sagte: „Die Handschrift ist mir bekannt. Es ist die unseres verehrten Direktors!" M. Bru.

Die neue Reiche

Eine Million ist heute leicht „gemacht", aber mit der dazu gehörigen Bildung geht's nicht so rasch. Unter Berliner Emporkömmlingen finden sich genug, die in ständigem Kampf mit dem Dativ und Akkusativ leben; manche sind sich nicht recht klar, sagt man Kasimir oder Kasimich, der Kuckuck mag wissen, ob mir oder mich auch für Vornamen gültig ist. Eine reich gewordene Hinterhäuslerin hielt sich eine Gesellschafterin und befahl ihr, sie auf jeden Fehler im Deutschsprechen aufmerksam zu machen. In einer Gesellschaft geriet die „Gnädige von Schiebers Gnaden" in großen Eifer und rief mehrere Male: „Det is mich janz ejal!" Die Gesellschafterin wurde unruhig, und da sich ähnliche Fehler rasch hintereinander wiederholten, neigte sie sich unauffällig ihrer Gebieterin zu und flüsterte: „Mir! — mir!" Die „Dame" schien aber gar nicht geneigt, gute Lehren zu empfangen, und ohnehin höchst erregt, rief sie ihrer Gesellschafterin zu: „Ach wat! Sie haben ejal jemirt und jemirt, und wat haben Se nu davon? — Nischt! Jar nischt! Ick habe jemicht und Jeld verdient wie Heu." P. Dür.

Derbe Abfuhr

Im Gedränge trat ein älterer Mann einen Modegecken versehentlich auf den Fuß. Wütend kehrte sich der Getretene um und schrie: „Esel!" Der alte Herr zog höflich den Hut und sagte: „Angenehm. Doktor Flach. Tut mir leid, Sie verletzt zu haben. Ich bin Vieharzt und will Sie gern unentgeltlich behandeln." Gelächter ringsum. Und der Esel zog ab. H. Grön.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien